

Technical and Bibliographic Notes / Notes techniques et bibliographiques

The Institute has attempted to obtain the best original copy available for filming. Features of this copy which may be bibliographically unique, which may alter any of the images in the reproduction, or which may significantly change the usual method of filming, are checked below.

L'Institut a microfilmé le meilleur exemplaire qu'il lui a été possible de se procurer. Les détails de cet exemplaire qui sont peut-être uniques du point de vue bibliographique, qui peuvent modifier une image reproduite, ou qui peuvent exiger une modification dans la méthode normale de filmage sont indiqués ci-dessous.

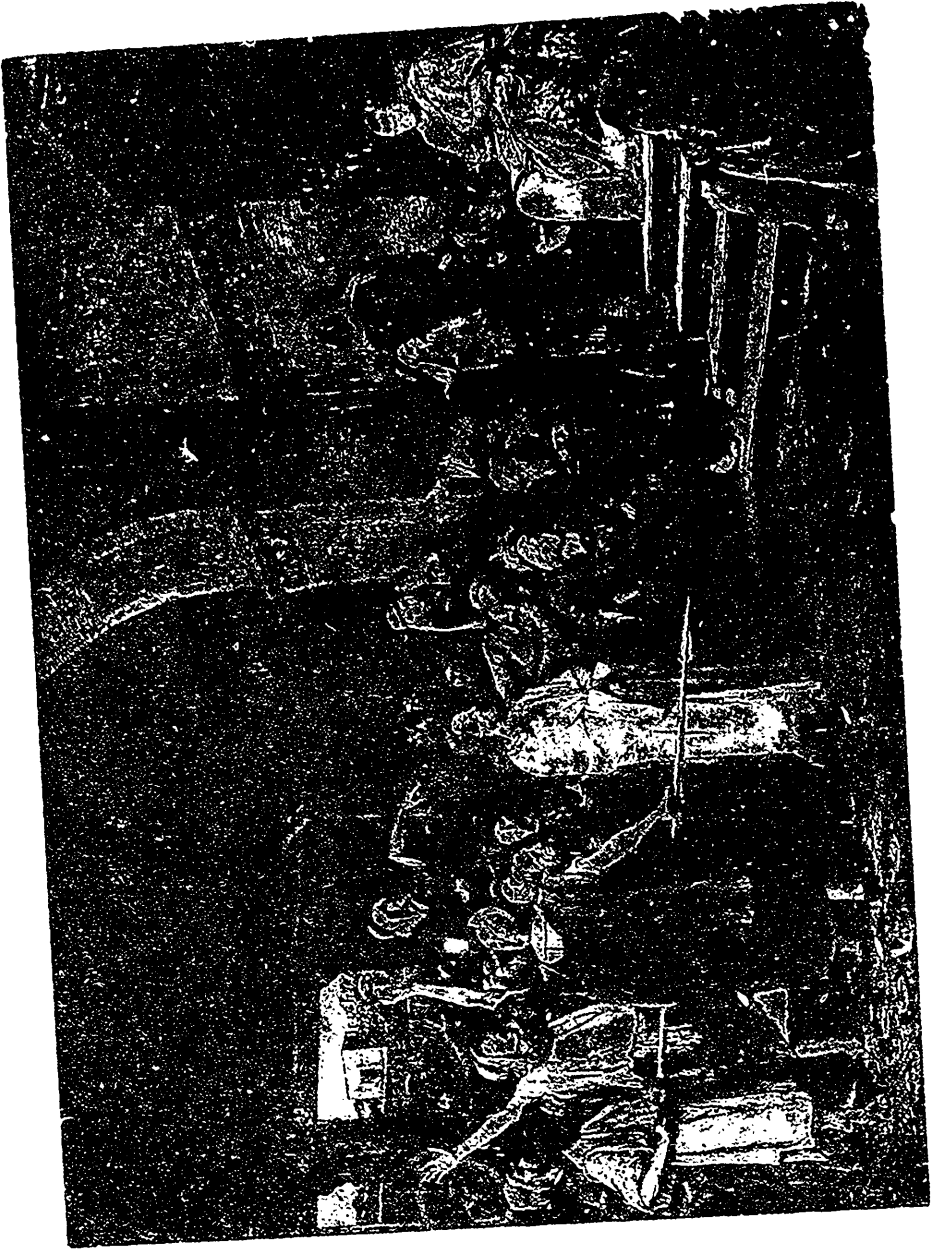
- Coloured covers/
Couverture de couleur
- Covers damaged/
Couverture endommagée
- Covers restored and/or laminated/
Couverture restaurée et/ou pelliculée
- Cover title missing/
Le titre de couverture manque
- Coloured maps/
Cartes géographiques en couleur
- Coloured ink (i.e. other than blue or black)/
Encre de couleur (i.e. autre que bleue ou noire)
- Coloured plates and/or illustrations/
Planches et/ou illustrations en couleur
- Bound with other material/
Relié avec d'autres documents
- Tight binding may cause shadows or distortion
along interior margin/
La reliure serrée peut causer de l'ombre ou de la
distorsion le long de la marge intérieure
- Blank leaves added during restoration may appear
within the text. Whenever possible, these have
been omitted from filming/
Il se peut que certaines pages blanches ajoutées
lors d'une restauration apparaissent dans le texte,
mais, lorsque cela était possible, ces pages n'ont
pas été filmées.

- Coloured pages/
Pages de couleur
 - Pages damaged/
Pages endommagées
 - Pages restored and/or laminated/
Pages restaurées et/ou pelliculées
 - Pages discoloured, stained or foxed/
Pages décolorées, tachetées ou piquées
 - Pages detached/
Pages détachées
 - Showthrough/
Transparence
 - Quality of print varies/
Qualité inégale de l'impression
 - Continuous pagination/
Pagination continue
 - Includes index(es)/
Comprend un (des) index
- Title on header taken from: /
Le titre de l'en-tête provient:
- Title page of issue/
Page de titre de la livraison
 - Caption of issue/
Titre de départ de la livraison
 - Masthead/
Générique (périodiques) de la livraison

Additional comments: /
Commentaires supplémentaires: Parts of pages 275 - 276 are missing.

This item is filmed at the reduction ratio checked below/
Ce document est filmé au taux de réduction indiqué ci-dessous.

10X	14X	18X	22X	26X	30X
<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input checked="" type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
12X	16X	20X	24X	28X	32X



Christus vor Pilatus.

K u n d s c h a u



Vom Berge Karmel.

2. Jahrgang.

Februar 1899.

Nummer 5.

Die Kindheit Jesu.

Welch Geheimniß ist ein Kind?
Gott ist auch ein Kind gewesen;
Weil wir Gottes Kinder sind,
Kam ein Kind, uns zu erlösen.
Welch Geheimniß ist ein Kind!

Wer dies einmal je empfunden,
Ist den Kindern durch das Jesuskind verbunden!

Welche Würde trägt ein Kind!
Sprach das Wort doch selbst die Worte:
„Die nicht wie die Kinder sind,
„Geh'n nicht ein zur Himmelspforte.“
Welche Würde trägt ein Kind!

Wer dies einmal je empfunden,
Ist den Kindern durch das Jesuskind verbunden!

O wie heilig ist ein Kind!
Nach dem Wort von Gottes Sohne
Aller Kinder Engel sind,
Wachend vor des-Vaters Throne.
O wie heilig ist ein Kind!

Wer dies einmal je empfunden,
Ist den Kindern durch das Jesuskind verbunden!

Ein Katechismus für katholische Männer.

Von Rev. N. Schwickerath, S. J.

Es ist unleugbar, daß in unseren Tagen eine starke, glaubensfeindliche Strömung durch die Welt geht, daß Tausende mit allen Kräften den christlichen Glauben und die ganze gegenwärtige Weltordnung zu vernichten suchen. In diesem Kampfe ist es nun besonders auf die Männerwelt abgesehen und gerade die Männer und Jünglinge sind am meisten gefährdet. Andererseits muß darum Alles gethan werden, um die Männer im Glauben zu erhalten; denn wie der Mann ist, so wird die Familie, so die Gemeinde, so der Staat sein. Vor Allem muß der Mann deswegen darüber klar sein, woran er sich zu halten, was er zu denken und zu thun hat. Nicht ohne Nutzen wird es darum für jeden Mann und Jüngling sein, einen Führer zur Hand zu haben, der ihm kurz die Glaubens- und Sittenlehren erläutert.

Dieses soll mein Katechismus für katholische Männer sein.

Die heilige Schrift ruft uns zu: „Handelt männlich!“ Und dies nicht an einer, sondern an vielen Stellen.

1. Theil.

Unterweisungen.

„Handle männlich.“ 1. Kor. 16. 13.

1. Diese Worte: „handelt männlich,“ ruft uns Gott an vielen Stellen der hl. Schrift zu.

Fragen wir uns zunächst einmal, was „männlich“ handeln, ein „Mann“ sein, denn eigentlich bedeutet, wer den Ehrennamen Mann verdient. Das Wort Mann gebrauchen wir in diesem schönen Sinne im Gegensatz zum Kinde, das noch nicht nach festen, vernünftigen Grundsätzen vorangeht, sondern unbeständig bald so, bald anders denkt und handelt. Der Mann aber darf nicht unklaren Eindrücken und Gefühlen folgen, sondern muß klare und bestimmte Grundsätze haben und muß nach diesen fest und entschieden handeln. Darin liegen die beiden Hauptzüge, welche das

Charakterbild des Mannes ausmachen: Klarheit und Festigkeit.

Der Mann muß 1. klar sein, d. h. er muß wissen was er will und soll; er darf nicht ohne weiteres thun was er andere thun sieht, sondern muß wissen, was er thun muß, was die Pflicht von ihm verlangt. Wer dem großen Haufen immer nachläuft, gleicht einer Wetterfahne, die sich bald links bald rechts dreht, je nachdem der Wind weht. Ob eine solche Unselbstständigkeit wohl für den Mann paßt? — Klar muß der Mann sein, vor allem in den wichtigsten Fragen des Lebens. Er muß sich klar sein, wozu er denn eigentlich auf der Welt ist, welches seine Aufgabe hienieden ist, welches Ziel er zu erstreben hat. Da dürfen ihm denn folgende Hauptwahrheiten nie verloren gehen. „Ich bin von Gott geschaffen. Ich bin auf Erden, nicht um Reichthum, Vergnügen, Sinnenlust und Ehren zu haben; in diesen Dingen werde ich doch nie volles Glück und Zufriedenheit finden. Vielmehr bin ich auf Erden, um Gott, meinem Schöpfer und Herrn zu dienen. Ich habe eine unsterbliche Seele, diese muß ich retten, dieses das ewige glückselige Leben im Himmel erwerben: das ist mein erstes, mein wichtigstes Geschäft, ja die einzig nothwendige Aufgabe meines Lebens. Ich muß Gott dienen, mein ewiges Heil wirken; darum muß ich thun, was mein Herr und Gott von mir verlangt, muß an ihn glauben und seine Gebote halten.“ Diese Grundwahrheiten muß der Mann klar vor Augen behalten. Aber noch mehr: er muß

2. auch fest und entschieden darnach handeln, muß nach ihnen sein Leben, sein ganzes Thun und Lassen einrichten. „Ich muß Gott dienen, muß meine Seele retten; darum will ich die Gebote Gottes und der Kirche halten; will darum alles meiden, was dem Willen Gottes, meinem Glauben und dessen Vorschriften zuwider ist. Ich muß Gott dienen und

mein ewiges Heil sicher stellen; darum will ich diese und jene Gelegenheit meiden, in der meine Seele gefährdet ist; darum will ich so und so . . . in meinem Stande leben, so und so . . . meinem Amte, meinen Geschäften u. dgl. nachkommen.“ So muß der, welcher den Ehrennamen „Mann“ beansprucht, vorangehen, fest und entschieden. Er darf sich von diesen seinen Grundsätzen nicht abbringen lassen durch eigene Unbeständigkeit und Schwäche; er darf sich vom offenen Bekenntniß seines Glaubens, vom entschiedenen Leben nach dem Glauben nicht abhalten lassen durch armselige Schwächer und Spötter. Ueberall muß er entschieden eintreten für seinen Glauben, und sollten ihm auch Schwierigkeiten und Verluste daraus erwachsen. „Was nützt es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewinnt, aber Schaden leidet an seiner Seele“, spricht die ewige Wahrheit, unser Heiland Jesus Christus. (Math. 16, 26). Fest und unentwegt wie eine Eiche stehe der christliche Mann da; nie und nimmer gebe er seinen Glauben, sein Gewissen preis und wenn auch tausende rechts und links wie faule Nester fallen. So handeln, klar und fest, das ist wahre, ja die einzige Mannhaftigkeit; das ist Mannes Ruhm und Ehre.

Aber eine Frage drängt sich da unwillkürlich auf: „Wo sind diese echten Männer? Wie viele sollen wohl zu finden sein, die in den wichtigsten Lebensfragen so klar und fest vorangehen?“ — Diese wahren Männer sind freilich arg dünne gesät. Kinder, Weichlinge und Schwächlinge, welche keine Grundsätze, kein Gewissen haben, oder ihre Ueberzeugung und ihr Gewissen feige preisgeben — deren hat die Welt genug. Männer, echte, kernige Männer aber fehlen ihr. — Wir leben in einer ernsten Zeit. Auf der einen Seite sehen wir lebendiges Christenthum, freudigen Glaubensmuth wieder erwachen; auf der andern Seite rüsten sich Unglauben, geheime Gesellschaften, sogenannte „Freunde des Volkes und der Arbeiter“, kurz alle Feinde des Kreuzes zum Feldzug gegen die Kirche und das Christenthum. Was brauchen wir da? M ä n n e r ! wahre Männer! — Wer kann in solch ernster Lage

helfen? M ä n n e r ! ganze Männer! — Fort deshalb mit Gleichgültigkeit! fort mit jeder Halbheit und schwächlichen Furcht. Werden wir Männer! Männer nach dem Herzen Gottes! Charakterfeste, ganze Männer, die entschieden für die gute Sache, für Gott und seine heilige Kirche eintreten.

Nach dieser allgemeinen Einleitung sehen wir zu, wie der christliche Mann klar und fest sein muß in seinem G l a u b e n , klar und fest in seinem L e b e n .

Der „Glaube“ des Mannes.

„Stehet fest im Glauben.“

1. Kor. 16. 13.

3. Ohne Uebertreibung darf man behaupten, daß heute mehr als in manchen Jahrzehnten der Vergangenheit, der christliche Glaube gefährdet ist. Die Folgen des Abfalls vom Christenthum würden furchtbar sein. Dem Arbeiter, dem Leidenden, würde der einzig solide Trost entzogen, Gesetz- und Sittenlosigkeit, rohe Gewalt, Umsturz aller Ordnung und wüste Barbarei würden ganz sicher über die Menschheit hereinbrechen. — Die Feinde des Christenthums suchen für ihr Zerstörungswerk besonders die Männer zu gewinnen. Man sagt: nur Kinder und alte Weiblein glaubten in unserm „aufgeklärten“ Jahrhundert an die Lehren des Christenthums; die seien „veraltet, abgethan“; die wären nur Aberglauben und „Pfaffenrüg“ u. dgl. — Du hast Dich, christlicher Mann, durch solches Geschwäg hoffentlich nicht um deinen Glauben bringen lassen; Du sprichst hoffentlich noch mit Herz und Mund: „O mein Gott, ich glaube fest und ohne Zweifel alles was Du geoffenbart hast und durch die hl. katholische Kirche zu glauben vorstellst. Ich glaube es, weil Du o Gott es gesagt hast, der Du nicht irren und nicht trügen kannst.“ Dann hast Du noch den kostbaren Schatz des übernatürlichen Glaubens, d. h. „die von Gott verliehene Gnade, wodurch wir das von ihm Geoffenbarte für wahr halten, nicht wegen einer natürlichen Einsicht in die innere Wahrheit der Dinge, sondern wegen des Ansehens des offenbarenden Gottes fallest, der weder irren noch in Irrthum führen kann.“ (Vat. Concil.)

Das ist der übernatürliche, untrügliche Weggrund unseres Glaubens; diesen Glauben halte fest. Weil aber heute der Unglaube in Neben, Büchern, Zeitungen u. s. f. sich so breit macht, und durch einen Schein von Wissenschaft manche Unerfahrene beführt, so soll der Mann auch einige Vernunftgründe für seinen Glauben haben, damit weder die Trugschlüsse und gelehrten Phrasen der Ungläubigen ihn bezurren, noch ihr Spott und Hohn ihn wankeud

machen. Vielmehr soll der Mann im Stande sein, sich und anderen Rechenschaft zu geben von seinem Glauben und wo möglich auch jenen Armen, die den Glauben verloren, ihrem Gott wieder näher bringen zu können. — Fassen wir die wichtigsten Wahrheiten, in denen der Mann heute Klarheit haben soll, in folgende Gruppen zusammen: I. Gott. II. Christus u. s. III. Die Kirche.

(Fortsetzung folgt.)

Leben und Wunder des Karmeliten heiligen Albert von Sicilien.

Von Rev. Eliäus Rick, O. C. C.

(Fortsetzung.)

Mehrfach waren die Beschäftigungen unseres Heiligen und keinen Augenblick war er müßig; sei es im mündlichen Gebet oder Betrachtung, am Altar oder auf der Kanzel, am Krankenbette oder beim Besuche seiner Klöster. Aber ob er auch noch so viele Arbeit hatte, nie unterließ er es, im Chöre zugegen zu sein, wenn er in einem Kloster war. Auch war er stets der Erste zu den gemeinschaftlichen Übungen, nicht bloß weil er ein besonderer Freund der Pünktlichkeit war, sondern auch weil er Allen ein gutes Beispiel geben wollte, da das gute Beispiel der beste Unterricht ist, den der Vorgesetzte den Untergebenen geben kann.

Eines Tages war Albert mit den Andern beschäftigt, im Chöre Gott zu loben, als er die Augen auf einen Mönch richtete, der, wie die Uebrigen zu beten schien, aber zugleich unreinen Gedanken nachhing. Nach Beendigung des Gebetes, rief er den Betreffenden zu sich und frug ihn, woran er während des Offiziums gedacht. Obwohl erstaunt über diese Frage, antwortete der Religiose dennoch, er habe nur daran gedacht, Gott zu preisen.

„Schäme dich, mein Bruder,“ versetzte der heilige Oberer, „schäme dich deiner Lüge. Mit der Hilfe Gottes habe ich gesehen, daß du nicht daran dachtest, Gott zu loben, sondern ihn zu

beleidigen und du hast den Entschluß gefaßt deine Seele mit einer unlauteren Sünde zu beflecken.“ Dann offenbarte er ihm die Geheimnisse seines Herzens, die Gespräche, die er mit dem schuldigen Weibe geführt hatte. Man kann sich die Scham und Verwirrung des Mönches denken und mit niedergeschlagenen Augen hörte er die Vorwürfe seines Obern an. Er warf sich ihm zu Füßen, bat Gott und ihn um Verzeihung und um eine heilsame Buße und war fortan ein frommer und heiliger Ordensmann, wie er es zuvor gewesen, ein inniger Verehrer der lieben Gottesmutter, ein Freund der Abtödtung, kurz, ein Muster jeder Tugend. Es ist uns leicht, auf dem Wege der Vollkommenheit zu fallen, aber schwer sich wieder aufzurichten, aber die Gebete des Heiligen halfen dem Gefallenen, wie ja das Gebet des Gerechten dem Sünder die Rückkehr zu Gott erleichtert und ihre Standhaftigkeit befestigt, weshalb auch unter Katholiken die fromme Gewohnheit besteht, sich dem Gebete Anderer zu empfehlen.

Albert befand sich eben in der Stadt Valermo, als ein Kind, welches mit seinem Brüdern spielte diesem zufällig das rechte Auge ausstieß. Auf das Geschrei der Kinder, eilte die Mutter herzu und als sie das Unglück gewahrte, geberdete sie sich wie eine Wahnsinnige. Nach-

dem sie sich etwas beruhigt hatte, erinnerte sie sich an die Wunderkraft des heiligen Karmeliten, lief zum Kloster und erzählte dem Diener Gottes, was sich zugetragen, ihn bittend, Gott und die seligste Jungfrau anzusehen, ihr Kind zu heilen. Jedoch dieser antwortete ihr: „Ihr erwartet zu viel von mir, liebe Frau. Ich bin ja nichts vor dem Angesichte Gottes und kann nichts als ihn beleidigen. Wenn der Himmel sich würdigt, mein Gebet zu erhören, so geschieht es, wegen des Glaubens Anderer und nicht wegen meiner Verdienste. Flehe deshalb zu Gott und er wird dir den Trost spenden, den dein Herz verlangt. Warte hier, unterdessen will ich gehen und die göttliche Barmherzigkeit zugleich mit dir anrufen.“ Dann zog Albert sich eine Zeitlang in eine einsame Zelle zu heißem Gebete zurück und überzeugt, daß der Herr sein Flehen erhört habe, kam er wieder zu der untröstlichen Mutter und sagte zu ihr: „Sei getrost Frau, denn der Herr Jesus Christus hat euer Seufzen erhört, er sah euern Glauben und hat eurem Kinde das Augenlicht wieder gegeben. Von Freude erfüllt, ging die Mutter eilig heim und bald liebte sie ihr Kind, welches so gesunde und schöne Augen hatte, als ob es nie den geringsten Schaden erlitten. Die übergelückliche Mutter konnte nicht satt werden, ihren Liebling zu küssen und immer wieder in die klaren Augen schauen. Dann frug sie ihn: „Sage mir wer hat dich denn so rasch geheilt? Wer hat dir die Augenlein zurückgegeben?“ Die fromme Mutter hatte die Antwort erwartet, es sei der liebe Gott gewesen, um so ihr Kind auf Gottes Güte aufmerksam machen und es aufordern zu können, ihm dafür zu danken. Jedoch der Kleine antwortete: „Ein schöner, guter Mann ist zu mir gekommen, und er hatte einen weißen Mantel an, und er hat mich gerufen und meine Augenlein mit Del gesalbt und dann hat er gesagt: Jetzt öffne das Auge und schaue! und ich habe das Auge geöffnet und den guten Mann gesehen; und dann hat er mich gesegnet und gesagt: Nun sei brav und ist fortgegangen.“ Die gute Frau wußte jetzt, wer ihr Kind geheilt und ermüdete nicht, das neue Wunder zu erzählen, wohin sie kam

und bald war ganz Palermo voll davon, sodas ganze Schaaren kamen das begnabigte Kind zu sehen.

Albert wirkte noch viele andere Wunder für die es zu lang wäre, auch nur anzudeuten. Wir wollen hiermit die Geschichte der Wunder, die der Heilige während seines Lebens wirkte, schließen um diejenigen, welche auf seine Fürbitte nach seinem Tode geschahen, zu erzählen.

9. Kapitel.

Der Tod des heiligen Albert.

Ob schon Albert zu allen seinen Gedanken und Werken nur die größere Ehre Gottes, die Zierde der Kirche und seines Ordens, nebst dem Heile der unsterblichen Seelen im Auge hatte und den Beifall der Menschen verachtete, so konnte er dennoch dem Lobe des, über die herrlichen Wunder, staunenden Volkes nicht ganz ausweichen. Er trachtete, seine Heiligkeit zu verbergen und wenn er das nicht konnte, eben weil die Macht seiner Fürbitte zu handgreiflich war, gab er sich Mühe den Erfolg dem Glauben Anderer und nicht seinem Gebete zuzuschreiben. Aber Gott, der die Demüthigen erhöht, stellte ihn schon während des Lebens auf den Leuchter, damit das Licht seines Tugendbeispiels recht Viele zum Heile führe und sie den Vater priesen der im Himmel ist. Gerne hätte er sich auf immer in die Stille des Klosters begraben, um in der Liebe zu Gott ganz aufzugehen, ohne daß Jemand darum wußte, aber die Liebe, die der hl. Geist seinem Herzen eingegossen hatte, trieb ihn von Zeit zu Zeit in die Welt hinauszugehen, um die Sünder zu bekehren und die leidende Menschheit zu trösten.

Der Herr segnete seine Schritte und die Königin des Karmel sah auf ihn mit Wohlgefallen herab und mit dem Beistande des Himmels war er mäßig im Wohlergehen, weil voll frommer Starkmuth in der Trübsal. Seine Geduld war heroisch, seine Mäßigkeit bewundernswerth. Die Unschuld seines Herzens leuchtete auf seinem Antlitz und bei seinem bloßen Anblick, fühlten sich Alle, sogar

Laue und Sünder zur Tugend hingezogen. Auch kannte man in ganz Sicilien das Leben des Heiligen und was Wunderbares sich schon vor seiner Geburt zugetragen hatte.

Und diese Achtung vor Albert war nicht bloß auf Sicilien beschränkt, da der ganze Orden der Karmeliten sich glücklich schätzte, diesen berühmten Sohn Mariens zu besitzen. Sogar Bonifazius VIII. übergab, zum Zeichen seiner Hochachtung der Tugenden des Dieners, den Karmeliten das Kloster der heiligen Sylvester und Martinus ai Monti in Rom, welches noch besteht, als Denkmal der Achtung des heiligen Vaters für unsern Heiligen.

Aber dieses außergewöhnliche Gestirn, welches solange den Himmel Siciliens erleuchtet hatte, war jetzt seinem Erlöschen nahe. Er hatte seine Sendung vollbracht und die kurze Spanne Zeit, die ihm noch verblieb, sollte er damit verbringen, daß er sich ohne Zerstreuung auf den Tod vorbereitete. Die Heiligen meinen immer noch sehr wenig gethan zu haben, um den Himmel zu verdienen, mögen sie auch noch so weit auf dem Wege der Vollkommenheit vorangeschritten sein; so auch Albert: sein Leben war eine fortwährende Vorbereitung auf den Tod gewesen. Aber seine Gebete, seine Abtödtungen, seine Unschuld achtete er gering und deshalb, als ihm sein bevorstehendes Ende angezeigt worden, legte er sein Amt als Provinzial nieder, nahm Abschied von seinen Brüdern und zog sich in ein Klösterchen seines Ordens in der Nähe von Messina zurück, welches aber verlassen war, wegen der beständigen Kriege, die in der Gegend herrschten und der ungesunden Luft des Ortes.

In einer halb zerfallenen Zelle dieses Klosters zog Albert sich zurück, um sich auf seinen bevorstehenden Tod in heiliger Einsamkeit vorzubereiten. Hier wurde er auch häufiger Erscheinungen des Herrn und der allerseligsten Jungfrau Maria gewürdigt, bis ein heftiges Fieber ihn ergriff, welche seine letzte Krankheit sein sollte. Diese Offenbarung machte den Heiligen ganz trunken vor Freude und er ließ nicht nach Gott mit Bitten zu bestürmen, ihn aus diesem Kerker des Leibes zu befreien und zu sich zu nehmen, wenn es nicht gegen

seinen göttlichen Willen verstoße. Während er so betete hörte er eine Stimme die sprach: „Deine Seele wird in die Gemeinschaft der heiligen Bekenner aufgenommen werden zu Freuden die kein Ende haben.“ Bei diesen Worten frohlockte und juchzte Albert und mit freudestrahelndem Antlitz dankte er Gott und Maria ohne Aufhören, weil er jetzt bald im Hafen des Heils und sicher vor den Stürmen dieses Lebens sei.

Der Tag seines seligen Todes brach an und Albert begrüßte ihn als den Tag seiner Freude, als das Ende seines Exils, als den Anfang seiner Glückseligkeit. Er ließ jetzt die Brüder des Klosters von Messina an sein Sterbelager rufen und mit dem heil. Paulus sagte er: „Meine Brüder, ich verlange von diesen Banden, die mich an die Erde fesseln, befreit und mit Jesus Christus zu sein. Die Stunde, wo dieses mein Verlangen erfüllt wird, naht heran. Ihr jedoch trachtet das feierliche Gelöbniß zu erfüllen, welches ihr vor dem Altare gemacht habt; es brenne in Euch der Eifer für die klösterliche Zucht, thut Alles in dem Geiste heiliger Liebe und sei Euer Werk noch so gering, so opfert es auf zur größeren Ehre Gottes und seid stets in Allem dem heiligen Stuhl Petri unterthan.“ Es war dies das Testament, welches der Heilige seinen Mitbrüdern hinterließ und das sie unter Schluchzen und Weinen hinnahmen, bei dem Gedanken, daß sie bald dieses guten Vaters beraubt sein würden. Hierauf verlangte er mit den heil. Sterbefragmenten versehen zu werden, die ihm dann auch feierlich in Gegenwart Aller ertheilt wurden. Jetzt lag er längere Zeit da wie todt; als er aber wieder zu sich kam erzählte er den umstehenden Mönchen, es sei ihm offenbart worden, daß seine Schwester jetzt in Trapani krank läge und in demselben Augenblicke wie er sterben werde, um ihn zum Himmel zu geleiten. In der That geschah es so und diese Schwester, eine heiligmäßige Person, starb noch an demselben Tage und zu gleicher Stunde wie Albert, obwohl sie kurz vorher noch in voller Gesundheit war.

Darauf erhob der Heilige sich von seinem Lager, oder vielmehr von der nackten Bret-

tern, worauf er lag, kniete nieder auf den Boden und mit zum Himmel erhobenen Augen betete er: „Mein Herr Jesus Christus, der Du alle Dinge erschaffen, nach Deinem Willen angeordnet hast, und sie in Deiner Weisheit und Vorsehung erhältst, erhalte auch meine Seele in Deiner unendlichen Barmherzigkeit, errete sie vom höllischen Feinde und führe sie zur Gemeinschaft Deiner Auserwählten in den Himmel.“

Dann betete er in derselben Stellung und mit lauter Stimme den Psalm: „O Gott in Deinem Namen erlöse mich“ und „Auf Dich o Herr habe ich gehofft, ich werde ewig nicht zu Schanden.“ Und wieder rief er die süßen Namen Jesu und Maria an, sandte glühende Stohsrufer zum Himmel und betete selbst mit tiefer Inbrunst die Gebete für die Sterbenden und dies alles auf den Knien, so daß man kein Anzeichen des nahen Todes an ihm wahrnehmen konnte.

Seine lebhaften Augen, sein lächelnder Mund und sein heiteres Antlitz bezeugten die Heiterkeit seiner Seele und die innere Freude, die er in der Gesellschaft Jesu, Maria und den Heiligen empfand. Nicht das geringste Zeichen des Schmerzes oder Verwirrung zeigte Albert als seine gebenedeite Seele den Leib verließ. Mit lauter klarer Stimme sprach er die Worte des sterbenden Erlösers: „In Deine Hände, o Herr, befehle ich meinen Geist!“ dann senkten sich seine Augenlider und friedlich hauchte er seine Seele aus.

Die Mönche voll Schmerz über den Hingang ihres geliebten Vaters, benezten seinen Leichnam mit Thränen der Trauer. Jedoch schon bald wurde ihre Trauer in Freude verwandelt, denn sie sahen die Seele des Heiligen unter der Gestalt einer weißen Taube aus seinem Munde hervorgehen und ihren Flug zum Himmel nehmen. In den Lüften erschien eine Schaar himmlischer Geister, die da sangen: „Justum deduxit Dominus per vias rectas.“ — „Der Herr hat den Gerechten auf den rechten Weg geführt und er hat ihm das Reich Gottes gezeigt; ihm gab er die Wissenschaft der Heiligen, er hat ihn geehrt in seinen Werken

und seine Arbeiten hat er beendigt.“ In die süße Melodie der Engel mischte sich der festliche Klang der großen Glocke des Conventes zu Messina, die Albert hatte anfertigen lassen und die jetzt von selbst ihre klangvolle Stimme ertönen ließ, um dem Volke von Messina den Verlust ihres Wohlthäters anzuzeigen und seinen glorreichen Einzug in das himmlische Jerusalem zu feiern.

10. Kapitel.

Exequien und Begräbniß des heil. Albert.

Unter dem Gesange der Engel und dem Klange der Glocke richteten die Mönche jetzt den Leichnam ihres Vaters, der noch im Tode mit über der Brust gekreuzten Händen auf den Knien lag, für das Paradebett her. Ein lieblicher Wohlgeruch durchwehte das Zimmer und der Heilige schien eher von einem sanften Schlummer, als vom Tode umfassen zu sein. Bei der Waschung des Körpers, fanden sie einen scharfen Bußgürtel, der tief in sein zartes Fleisch schnitt und den der Heilige immer getragen. Inzwischen hatte sich das Gerücht vom Tode Alberts in Messina und der Umgegend verbreitet, denn Alle hatten das englische Konzert und die Stimme der Glocke gehört und verstanden, und alles Volk lief herbei, um das Antlitz des Heiligen noch einmal zu sehen, seine Hände, seine Füße oder seine Kleider zu küssen. Auch viele Kranken ließen sich zu dem hl. Leichnam bringen und Alle kehrten, ob ihrer Heilung Gott preisend, der wunderbar ist in seinen Heiligen, in ihre Wohnungen zurück, die Blinden sehend, die Lahmen gehend, die Tauben hörend, die Stummen redend und, den Beweis ihrer wunderbaren Heilung an sich tragend, verkündeten sie überall die Macht der Fürsprache des heil. Albert. Auch der Erzbischof von Messina mit seinem Klerus, sowie König Friedrich mit seinem Hofgefolge, kamen den hl. Leib zu sehen, bedeckten ihn mit Küssen und benezten ihn mit ihren Thränen.

Da man einen Aufstand des Volkes befürchtete, wenn man den Heiligen auf gewöhn-

licher Art begraben würde, so ordnete der Erzbischof ein dreitägiges Fasten mit Gebet an, damit Gott seinen Willen kund thun möchte. Nach dieser Zeit ordnete der weise Mann an, der heilige Leib solle in die Kathedrale von Messina übertragen und dortselbst der feierliche Trauergottesdienst gehalten werden. In festlicher Prozession brachte man dann die kostbaren Ueberreste zur besagten Kirche, begleitet von allen Ordensleuten und dem ganzen Klerus der Stadt, die brennenden Fackeln tragend vorausgingen. Eine unabsehbare Menge Volkes, die ihre Jubelrufe und Lobpreisungen mit den liturgischen Gesängen der Mönche vermischten, folgte der Bahre, denn der wundervolle Wohlgeruch, der von dem Leibe des Heiligen ausströmte, hörte nicht auf, Kranke und Preßhafte aller Art den Weg entlang zu heilen.

Als die Prozession in der Kirche angelangt war, stellte man die Bahre vor dem Hochaltare nieder und die Priester schickten sich an, sich mit den schwarzen Messgewändern zu bekleiden. Bei diesem Anblicke, wurde das Volk enttäuscht und vergessend, daß man sich im Hause Gottes befand, gaben sie ihrem Unmuth Luft, indem sie laut auf die Heiligkeit Alberts hinwiesen, die sich durch so viele Wunder kund gethan; daß sie seiner Fürsprache und nicht er ihrer Fürsprache bedürfe und deshalb sollte man keine Messen für seine Seelenruhe lesen, sondern vielmehr die Messe der heiligen Bekenner zu seiner Ehre singen. Die Priester sagten zwar, daß dies nicht anginge, bevor der Papst in Rom sich über die Heiligkeit des Dieners Gottes ausgesprochen und ihn zur Ehre der Altäre erhoben habe.

Aber das Volk wollte auf keine Gründe hören; es konnte nicht einsehen, wie ein Mann, dessen Heiligkeit Gott durch so manigfaltige Wunder dargethan hatte, noch der Fürbitte bedürfe. Es glaubte, die Messe für die Verstorbenen würde der Ehre des heiligen Albert Abbruch thun, als ob er noch in Sünden sei. Wegen dieses Streitiges wurde der Erzbischof benachrichtigt, der jedoch glaubte, hier in der Stimme des Volkes die Stimme Gottes zu erkennen, aber auch zugleich fürchtete, die Vor-

schriften der Kirche zu übertreten. Er begab sich deshalb in die Kathedrale um die Leute zu beruhigen und ihnen anzurathen, Gott mit Bitten zu bestürmen, daß er ihnen seinen Willen kund thun möchte. Alle nahmen den klugen Vorschlag ihres Oberhirten beifällig auf und bald herrschte in der weiten Kirche die tiefe Stille der Sammlung und des Gebetes.

So beteten Alle Klerus und Volk in einer Meinung, als plötzlich in der Luft über der Bahre zwei Engel erschienen, glänzend wie zwei Sterne, angethan mit blendend weißen Kleidern und goldenen Stolen um den Hals, die mit sanfter harmonischer Stimme den Eingang der Messe eines Bekenners anstimmten. — *Os Justi mabitur sapientiam*. — Darauf verschwanden sie wie der Blitz, Jedes Herz voll Verwunderung und Freude lassend, Diese Begebenheit beendigte den Streit, da jetzt Alle überzeugt waren, daß Albert ein Heiliger im Himmel sei. Die Priester entlebigten sich also der Trauergewänder und in weißen, reich geschmückten Paramenten begaben sich zum Altare, wo die von den Engeln angestimmte Messe celebriert wurde. Benedikt XIV, in seinem 2ten Buche über die Heiligsprechung, führt diese Begebenheit an. Nachdem er gesagt hat, daß auch für jene, welche im Geruche der Heiligkeit gestorben sind, die Gebete für die Verstorbenen verrichtet werden müssen, sagt er, daß nur eine Ausnahme gemacht werden könne, wo es von Gott verkündet wird, wie in dem Falle des seligen Albert, von dem die Legende berichtet, daß zwei Engel die Messe, '*Os Justi*' angestimmt hätten, als die Priester die Messe für die Verstorbenen singen wollten. Ähnliches werde vom hl. Thomas von Canterbury erzählt. Inzwischen läuteten die Glocken, wie an einem hohen Festtage, die feierlichen Gesänge vermischten sich mit dem Klange der Musikinstrumente, so daß in Jedem Herzen der Eindruck dieses Festes unvergänglich zurückblieb.

Um auch den weiter Wohnenden Gelegenheit zu geben, den hl. Leib zu sehen, beschloß man ihn noch drei weitere Tage auszustellen. Der König schickte eine Anzahl seiner Soldaten, um dort die Ehrenwache zu halten, und viele

Monche und Priester der Stadt umstanden beständig die hl. Ueberreste die, umgeben von einem Meere von Lichtern, aufgebahrt waren. Aus allen Theilen Siciliens strömte das Volk herbei, den Heiligen, der der Wohlthater Aller gewesen war, noch einmal zu sehen. Die Zahl der Kranken, die in diesen drei Tagen die Gesundheit manchmal bloß durch den Geruch des Heiligen wieder erlangten, ist nur Gott allein bekannt, und die Andacht und das Vertrauen, welche die Sicilianer zum hl. Albert hatten und noch haben, läßt sich recht wohl begreifen.

Albert war gestorben in der Nacht vom 3ten auf den 4ten August 1307, im Alter von 57 Jahren. Drei Tage später wurde sein hl. Leib wieder in feierlicher Prozession von der Kathedrale in die Kirche der Karmeliten, welche dem hl. Catalbus geweiht ist, übertragen um dort beigesetzt zu werden. Hier wurde er vorläufig in ein Gewölbe unter der Kirche gelegt bis ein schönes Mausoleum, welches man in einer Kapelle derselben errichtete, fertig gestellt war, in welches er später verbracht wurde. Sein Grab war Tag für Tag von Hilfsuchenden umlagert und die Zahl der Wunder, welche hier geschahen, steigt ins Unglaubliche, wie wir an seinem Orte berichten werden.

Hier wollen wir kurz über seine Heiligsprechung sprechen. Sogleich nach dem Begräbnisse sandte König Friedrich, sowie der Erzbischof von Messina Schriftstücke an den päpstlichen Hof, worin das ganze Leben Alberts und die Wunder die sich in seinem Leben und bei und nach seinem Tode ereignet hatten, ver-

zeichnet waren. Dem hl. Vater, der damals Papst Clemens V. waren diese Sachen nicht eben neu und er erlaubte, Albert als heiligen Bekenner zu verehren. Dieses genügte, so daß Keiner die Macht seiner Fürbitte und seine Verehrung anzutasten, oder das Volk in seinem Vertrauen auf ihn wankend zu machen wagte. Als sich aber die Wunder an seinem Grabe mehrten, befahl im Jahre 1399 der General des Karmelitenorden Johannes de Raude, dem Provinzial von Sicilien, alle auf den Heiligen bezüglichen Dokumente zu sammeln und behufs seiner Heiligsprechung nach Rom zu senden. Nachdem dieser das Leben und die Wunder Alberts kritisch untersucht hatte, unterbreitete er das Ergebniß dem hl. Vater. Die Angelegenheit zog sich aber sehr in die Länge und im Jahre 1452 bestätigte Papst Callistus III. den Kult des Heiligen auf Bitten des Ordensgenerals, des seligen Johannes Soreth, aber ohne etwas Schriftliches hierüber zu geben. Diese mündliche Guttheißung genügte jedoch den Karmeliten nicht, sondern sie wollten ein unwiderlegliches Dokument der Heiligsprechung ihres glorreichen Mitbruders haben. Deshalb erneuerten sie bald darauf ihre Bitten durch den ehrwürdigen General Christophorus Martignone von Brescia bei seiner Heiligkeit Papst Sixtus IV. Dieser veranstaltete eine neue Untersuchung und schritt endlich zur feierlichen Canonisation des heiligen Albert, die in einer Bulle datiert vom 31. Mai 1478 veröffentlicht wurde und die anfängt mit den Worten "Coelistis Aulæ" etc.

(Fortsetzung folgt.)

Freude, wie Schmerz, sie würden das Herz des Menschen zersprengen, könnten wir nicht beides geliebten und treuen Freunden mittheilen. Diesem Trieb, den Gott selbst in unser Herz gelegt hat, folgte auch Maria. Sie, die Heldenjungfrau, fürchtete keine Gefahr, und ging über das Gebirg zu Elisabeth, auf welche sie der Engel selbst angewiesen, um ihr das große, heilige Geheimniß ihres Innern zu eröffnen.

Thun wir alles Gott zu Ehren! Die gute Meinung gibt bei dem Werke den Ausschlag und das Verdienst, Christus sagt: „Die Leuchte deines Körpers ist dein Auge. Wenn dein Auge einfältig ist, dann wird dein ganzer Körper im Lichte sein.“ Das will sagen: Wenn bei deinem guten Werke dein geistiges Auge, dein Hinblick auf Gott gerichtet ist, so wird dein ganzes Werk vor Gott lichtvoll, glänzend und herrlich sein.

Die Predigt im Walde.

An einem wunderschönen Sonntagsmorgen kamen von einer Anhöhe, auf deren Spitze die Thürme einer Burg sichtbar waren, zwei Reiter, Jünglinge von etwa 19 Jahren, herabgeritten. Die grüne, enganschließende, mit Goldstreifen durchwirkte Kleidung und der Federhut, unter dem das jugendliche Gesicht hervortrat, gab den Beiden ein stattliches Aussehen. Es waren zwei Freunde, welche von früher Jugend an Freud und Leid miteinander getheilt hatten, und hätte nicht einer von ihnen, Edmund mit Namen, ein blässereres und schwächeres Aussehen gehabt wie sein Begleiter Heymon, so hätte man sie für Brüder halten können. Als Erben großer Güter waren sie es nicht gewohnt, die Kirche zu besuchen, und hatten an ihrem Glauben schon ziemlich Schiffbruch gelitten; sie rechneten sich zu den „Aufgeklärten.“ Auch jetzt hatten sie wieder den Sonntag ausersahen, um in einer nahen Burg zu einem Festgelage zusammenzukommen. Eben bogen sie in den Wald ein. Als sie eine Strecke zurückgelegt hatten, begegnete ihnen ein Köhler, welcher sich hier im stillen Waldfrieden angesiedelt hatte. Diesen wieder den Alten verdroß das Reiterpaar, welches den Tag des Herrn zu solchen puren Vergnügungen mißbrauchte. „Nur langsam voran, ihr jungen Reiter,“ rief er ihnen im kräftigen Tone entgegen, „heut ist des Herrn Tag, und da thätet ihr vielleicht gut, wenn ihr einmal zur Predigt beim Kirchlein dort auf dem Hügel ginget.“ Den jungen Reitern stand dieses sehr wenig an. Nachdem sie den alten Köhler einen „freschen Burschen“ geheißen hatten, setzten sie, über seine Mahnung lachend, ihren Weg fort.

Als sie um eine Waldecke bogen, lag vor ihren Augen der Hügel mit dem Kirchlein, wo viel Volk aufmerksam der Predigt des Eremiten, dessen kleine, moosbedeckte Zelle neben dem Kirchlein sichtbar war, lauschte. Da Edmund nun die Gläubigen so andächtig dastehen sah, regte sich auch in ihm der Wunsch, eine Predigt anzuhören, da er schon seit längerer

Zeit keine Kirche mehr besucht, geschweige denn eine Predigt angehört hatte. Er sprach deshalb zu Heymon gewandt: „Laß uns die ermatteten Thiere an einen Baum binden, wo sie ein wenig grasen können, währenddessen wollen wir im Kirchlein der Predigt zuhören.“ „Wo denkst du hin? lieber Freund!“ antwortete dieser, ihn verwundert ansehend, „willst du dich wieder am Gängelbände führen lassen, sei gescheit und denke an unser Vorhaben.“ Doch Edmund ließ sich nicht abschrecken und hatte seinen Freund bald so weit gebracht, daß er endlich in seinen Vorschlag einwilligte.

Die Pferde wurden angebunden, und die Beiden bestiegen nun den Hügel, während die Sonne heiß auf sie herabbrannte. Als sie oben ankamen, stellten sie sich, um alles gut verstehen zu können, nahe an den Predigtstuhl. Der greise, mit einem grauen Habit bekleidete Einsiedler, dessen Leiden mit einem Strick umschlungen waren, predigte über die verstockten Sünder und stellte den Zuhörern die Kostbarkeit, welche sie doch ja zur Ehre Gottes gebrauchen sollten, vor Augen. Sodann ermahnte er sie von dem Sündenschlase aufzuwachen und ein neues Leben zu beginnen. Zum Schluß führte er folgendes Beispiel an. Ein Hirsch lag einst im Schatten einer Tanne im süßen Schlummer. Plötzlich wird derselbe durch einen Schuß aufgeschreckt. Da er jedoch nichts sieht, legt er sich wieder nieder und schläft abermals ein. Kaum hat das Thier wieder einige Zeit der süßen Ruhe gehuldigt, da fällt ein zweiter Schuß. Erschrocken springt der Hirsch auf; da jedoch wieder nichts zu sehen ist, legt er sich wieder aufs Moos und ist bald eingeschlafen. Doch diesmal ist ihm keine lange Ruhe beschieden, denn bald fiel auch ein dritter Schuß, welcher sein Ziel traf. Der Hirsch erwachte zu spät, er lag in seinem Blute. Damit verglich der Eremit die verstockten Sünder, welche durch keine Mahnung zu einem besseren Leben zu bewegen seien, bis Gott zuletzt ihre Seele abrufe und daher so viele Menschen mit Sünden beladen in die Ewigkeit gingen. Dann

schloß der Prediger mit einem Vaterunser für dieselben.

Edmund hatte dieser Rede mit großer Aufmerksamkeit zugehört und stand nach Beendigung derselben, scheinbar in Träumereien versunken, noch immer an derselben Stelle. Heymon, den dies verdroß, griff ihn beim Arm und sprach: „Ei, edler Junker, du träumst, beeile dich, die Zeit drängt, haben wir uns hier nicht schon lange genug verweilt, laß uns die Pferde besteigen, oder hast du dich von der Rede des Alten beithören lassen?“ Schweigend ließ Edmund diese Reden über sich ergehen und folgte seinem Freunde ebenso lautlos den Hügel hinab, bis sie zu den Pferden kamen. Als sie diese erreicht hatten, mußte Heyman seinem Gefährten aufs Pferd helfen, da dieser aus seiner Träumerei erwacht zu sein schien.

„Nun wach doch endlich auf“, redete er ihn daher an, „laß diese Grillen fahren, der Alte hat dies so in seiner Art. Alles übertreiben, mit Tod und Hölle drohen, das ist alles was er kann. Höre nicht auf das Geschwätz und spüte dich, ich bin sicher, man wartet auf uns.“ „Hast du das Beispiel vom schlafenden Hirsch gehört?“ fragte nun Edmund. „Als ob ich das nicht gehört hätte“, sprach Heyman, „habe ich doch nahe der Kanzel gestanden.“ „Nun, so schweige still von Geschwätz“, antwortete Edmund. „Geschwätz und nichts anders“, sprach Heymon verdrücklich. Edmund fuhr gelassen fort: „Je mehr ich über die Rede nachdenke, desto mehr kommt mir die Gewißheit, daß der Prediger wahr geredet hat. Denn wisse, der beispielweise angeführte Hirsch bin ich und kein anderer. Zwei Schüsse sind gefallen und der dritte fällt noch, und das vielleicht schon bald. Du wirst dich doch noch erinnern, das ich vor Jahresfrist vom Pferde stürzte und betäubt am Rande eines Abgrundes liegen blieb; ohne Gottes Hilfe wäre ich sicher in die Tiefe gestürzt. Das, lieber Freund, war der erste Schuß. Und als ich vor kurzem mit dem Fieber rang, das Gerücht von meinem Tode schon in der Gegend laut wurde, der Himmel mir jedoch noch Lebensfrist gab, da war der zweite Schuß gefallen. Nun bewahre mich Gott vor dem dritten.

Komm, laß uns umkehren, ich will dem Priester meine Sünden bekennen, damit wenn der letzte Schuß fällt, ich nicht schlafend angetroffen werde.“

Mit diesen Worten lenkte er sein Pferd zum Rückzuge, während Heymon ihn mit einem Schwall von Spott- und Schimpfreden überschüttete. Als Freunde hatten sie sich nie verlassen; und darum ritt er auch jetzt, obwohl mit Widerwillen, kopfschüttelnd hinter Edmund her. Als sie wieder zum Kirchlein kamen, war dasselbe verschlossen, der Einsiedler war nicht zu finden und tiefe feierliche Stille lagerte ringsumher. „Nun hast du die Bescherung“, rief Heymon, „ich dachte mir schon. Mit demer Weichte hat es ja noch Zeit; der gute Wille ist da, das weiß der über uns, und das ist genug. Es ist ja nicht deine Schuld, der Prediger ist fort. Nun laß uns zu unsern Genossen eilen. Edmund stimmte dieser Rede bald bei, und setzten nun gemeinsam ihren Weg fort.

Die beiden Thiere griffen nun aus und bald lag der Wald hinter ihnen. Nun kamen sie an Wiesen und Gärten vorbei, wo der Frühling seinen ganzen Reiz und Zauber entfaltet hatte. Beim Anblick dieser Naturherrlichkeit vergaß Edmund alles, was im Walde vor sich gegangen war, und bald folgte wieder ein Schwanke und Scherz dem andern. Frohen Muthes kamen sie auf der Burg an, wo die Freunde sie jubelnd empfingen. Nachdem die Pferde von den Dienern untergebracht waren, begaben sie sich in den Saal, welcher schon von lustigen Gästen ziemlich gefüllt war. Alles strahlte von Glanz und Pracht. Die beiden neu hinzugekommenen hatten gar bald einen Platz an der reichgedeckten Tafel gefunden, und verschwunden war aus ihrem Sinn die Rede des Predigers. Der Becher kreiste und wurde geleert, während die Musik lustige Weisen aufspielte.

In der heitersten Stimmung wurde nun der Becher gefüllt, der auf das Wohl Edmund geleert werden sollte. Die Anwesenden hoben sich von ihren Sigen und laut schall es durch den Saal. Doch als dieser den Becher an seine Lippen setzte, da — wi-

einem Male alle frische Farbe aus seinem Gesicht, er glich einer Bildsäule, und aus seinem Munde stürzte ein Strahl roten Blutes. Dann stürzte er zu Boden, leise sprechend: „Der dritte Schuß ist gefallen, der Hirsch bin ich, Herr Jesus, sei mir gnädig!“

Als die bestürzten Freunde herzusprangen, fanden sie einen toten Leib, die Seele stand vor ihrem ewigen Richter. — Die Musik verstummte, im Saal entstand die größte Aufregung, und in trauriger Stimmung ging man auseinander. Am betroffensten aber war Heymon, welcher vorhin über seine Gebärden bei der Kirche gespottet und das Gleichniß vom schlafenden Hirsch eitles Geschwätz genannt

hatte. Dieser Vorfall hatte mehr zu ihm geredet als die ganze Predigt im Walde.

* * *

Nach drei Tagen trug man die irdischen Ueberreste Edmunds zu Grabe. Dicht hinter dem Sarge befand sich im Gefolge der treue Freund des Verstorbenen, Heymon. Nach einigen Wochen sagte er der Welt, ihre Vergänglichkeith und Eitelkeit erkennend, „lebewohl“ und begab sich in ein Kloster, um dort zu büßen für seine und Edmunds Sünden.

Auf dem Grabe des Verstorbenen wurde ein Denkmal errichtet, worauf ein Hirsch eingehauen war. Darunter stand der Spruch:

Der dritte Schuß war wohlgezielt,
Ihm folgt kein vierter wieder,
Die Mahnung hatte er verfehlt,
Drum riß der Pfeil ihn nieder.

Die Idee der christlichen Frau und Wittwe.



ein von Gott in der Menschheit geordneter und gewollter Stand ist von der heiligenden und verklärenden Kraft des Christenthums ausgeschlossen. Eben so ist kein Geschlecht ausgenommen und keine von Gott geordnete und gewollte Berufstätigkeit in ihm.

Ein großer Beruf ist der christlichen Frau von Gott anvertraut, der Beruf der Gattin, der Beruf der Mutter, der Beruf der Versorgerin des Hauses und der Dienstboten. Ueberall ist auf sie gerechnet, auf ihre Liebe, auf ihre Treue, auf ihre Sorgfalt, auf ihren stillen, zarten, sanften Sinn, auf ihre innere Größe, ihre tiefe Frömmigkeit und ihre allerwärtshin aber in ruhiger Kraft wirkende Tugend. Mit Anmuth waltet sie in dem Kreise, auf dem sie sich allein beschränkt, weil sie in der Welt nichts kennt, was ihr lieber und theurer wäre, als dieser von Gott selbst ihr angewiesene Kreis, an dem sie aber darum auch mit aller Innigkeit und Aufopferung hängt. In ungetheilter Einheit des Lebens durch den Glauben stehend, ist sie diese heilige Einheit auch ihrer Umgebung mitzutheilen; mit dieser Einheit aber ist die ganze Harmonie, von der ihr inneres Wesen durchdrungen ist. Was für den Mann das heilige Gesetz ist, das ist ihrem

Geiste schon zur höhern Nothwendigkeit geworden. In allem Diesem, so wie in dem damit verschwisterten demüthigen, ergebenen, unschuldigen und vertrauensvollen Wesen besteht die Würde des Weibes, und wenn die Jungfrau nach dem Ausdrucke eines Dichters ein ewiges Kind, so ist die Mutter eine ewige Jungfrau. — Das ewige nie erreichte Muster aller weiblichen Tugend aber, das reinste Bild himmlischen Glaubens, magdlicher Demuth, stiller Ergebung, hohen einfachen Sinnes, fester Hoffnung, überschwänglicher Liebe und feuriger Andacht ist Maria, die Jungfrau und Mutter des Herrn.

Wenn der Begriff des Weibes im Christenthume am höchsten steht, und eigentlich erst hier in Wahrheit die Idee desselben aufgegangen ist; so hat, als auf göttlicher Offenbarung ruhend, doch auch schon das Alte Testament ein würdiges Bild von dem wahren Weibe gezeichnet, welches ich Dir in folgender Stelle wiedergeben will: „Ein tugendsames Weib, wer findet es? Ueber Perlen gehet ihr Werth. Es verläßt sich auf sie das Herz ihres Mannes, und es wird ihm nicht an Beute fehlen. Sie thut ihm Liebes und kein Leidens durch alle Tage ihres Lebens. Sie suchet nach Wolle und Flachse, und arbeitet darin nach ihrer

Hände Lust. Sie ist wie ein Kaufmanns-
schiff; von fern her bringt sie ihre Nahrung.
Sie steht auf, wenn es noch Nacht ist, und
theilet Speise für ihr Haus und Arbeit für
ihre Mägde aus. Sie sinnt auf Erwerbung
von Feld, und erlangt es; vom Gewinn ihrer
Hände pflanzt sie Weinberge. Sie gürtet mit
Kraft ihre Lenden und stärket ihre Arme. Sie
fühlt, wie gut ihr Erwerb ist; es erlischt ihr
Licht des Nachts nicht. Ihre Hand strecket sich
nach dem Spinnrocken und ihre Finger fassen
die Spindel. Sie öffnet ihre Hand dem Ar-
men und reicht ihre Rechte dem Dürftigen.
Sie fürchtet nicht für ihr Haus den Schnee,
denn ihr ganzes Haus ist doppelt gekleidet.
Sie verfertigt sich Decken; weiße Leinwand
und Purpur ist ihr Kleid. Ihr Mann ist in
der Versammlungschaar geachtet, wenn er
sitzt bei den Aeltesten des Landes. Sie ver-
fertigt kostbare Kleider und verkauft sie; und
Gürtel gibt sie an den Kaufmann. Kraft und
Würde ist ihr Gewand; und sie lächelt dem
kommenden Tag entgegen. Ihren Mund öff-
net sie mit Weisheit; und das Gesetz der An-
muth ist auf ihrer Zunge. Sie ist aufmerk-
sam auf die Wege ihres Hauses und ist nicht
das Brod der Faulheit. Ihre Söhne kommen
emper und preisen sie selig. Ihr Mann lobet
sie. Viele Töchter beweisen sich tugendsam;
du aber übertriffst sie Alle! Täuschung ist
Armuth des Gesichtes, ein vergänglichlicher Dunst
Schönheit. Ein Weib aber, das Jehovah
fürchtet, verdienet Ruhm. Rühmet sie wegen
der Frucht ihr Hände; es müssen sie loben in
den Versammlungschaaren ihre Werke.“

Zu dieser längern Stelle aus dem Alten
Testamente treten noch andere kürzere aus dem
Alten und Neuen zugleich, als: Ein annu-
thiges Weib erlangt die Ehre. Durch weise
Weiber wird das Haus erbaut. Ein vernünf-
tiges Weib kommt vom Herrn. Die Weiber

sollen mit anständiger Kleidung, mit Scham-
haftigkeit und Bescheidenheit sich schmücken,
nicht mit künstlichem Haarputz, oder Gold, oder
Perlen, oder kostbaren Gewändern, sondern
was sich ziemt für Weiber, die Gottesfurcht
zeigen, durch gute Werke. Das Weib lerne
still zuhörend in voller Untergebenheit. Die
jungen Weiber sollen klug, keusch, sittsam,
häuslich, gütig sein, damit das Wort Gottes
nicht gelästert werde. Ebenso sollet ihr Weiber
euern Männern folgsam sein, damit auch die,
welche dem Worte nicht glauben, durch das Be-
tragen der Weiber ohne Wort gewonnen wer-
den, wenn sie euern gottesfürchtigen und reinen
Wandel gewahren. Euer Schmuck bestehe
nicht im Außern, in künstlichem Haargeflecht,
goldnem Geschmeide, oder prächtiger Klei-
dung; sondern der in sich gefehrte Gemüths-
mensch mit immer gleichem, sanftem und stillem
Sinn; dies hat hohen Werth vor Gott. So
schmückten sich auch einst jene Weiber, sie hoff-
ten auf Gott und folgten ihren Männern.

Eine Frau, welche wahrhaft christlich ist,
wird ihren Charakter nicht wechseln, wenn sie
durch den Tod den Mann verliert und zur
Wittwe wird. Welche Tugenden die seien,
welche die christliche Wittve zieren sollen, hat
der Apostel in wenig Worten, aber genugsam
angedeutet, wenn er sagt: Die Wittwen halte
in Ehren, die wahre Wittwen sind. Wenn
aber eine Wittve Kinder oder Enkel hat; so
soll sie zuerst lernen, ihr Haus zu regieren und
den Eltern das empfangene Gute zu vergeßen;
denn das gefällt Gott. Eine wahre Wittve
aber, die verlassen ist, setz ihr Vertrauen auf
Gott, und läßt nicht ab mit Beten und Flehen
Tag und Nacht. Die aber ein üppiges Leben
führt, ist lebendig todt. Solches schärfet ein,
auf daß sie untadelhaft seien. Damit hat aber
der Apostel zugleich die Idee der Wittve aus-
gesprochen.

Nur mit Schmerzen kann man sehen
Jene Perlen auf den Wangen
Dieses Kind's, mit des Geburt
Auch sein Leiden angefangen.

O, erschrick nicht Jungfrau rein,
Ob der Pferde buntem Heer;
Ihren Herrn als Knecht zu sehen,
Kön'ge zieh'n von ferne her.

Wenn die Noth am größten, ist Gottes Hilfe am nächsten.

Das Geburtsfest unseres Herrn und Heilands stand vor der Thür. Die Dunkelheit war hereingebrochen, und die stattlich aufgeputzten Läden strahlten heute, als am „hl. Abend“ in besonders hellem Glanze.

Überall glaubte man geschäftigte, gespannte und freudig erregte Mienen zu erblicken; doch wer schärfer aufmerkte, der sah wohl auch finstere bleiche, abgehungerte Gestalten einher-schleichen, die in ihrer fadenscheinigen Kleidung sich vor Frost schüttelten. Zu diesen gehörte jedenfalls ein baumlanger Arbeiter, welcher, die Hände in den Taschen bergend, von einer Straße in die andere eilt und überall seine Dienste anbietet, wo er Waaren aufladen, Schnee wegfegen oder ähnliche Arbeiten verrichten sieht, zu denen man fleißige Hände gebraucht. Aber überall wird er, bald freundlich bald barsch, zurückgewiesen, es gibt eben mehr Arbeiter als Arbeit. Schon ein Monat ist er so Tag für Tag von Fabrik zu Fabrik, von Geschäft zu Geschäft, von Bureau zu Bureau gelaufen, nirgends hatte man neue Arbeitskräfte nöthig.

Ja, volle vier Wochen ist der fleißige Eisengießer Martin ohne sein Verschulden brotlos, und das Wenige, das er durch seine und seiner braven Gattin Sparsamkeit zurücklegen konnte, ist schnell daraufgegangen. Auch die traurige Erfahrung hat er machen müssen, daß ein Unglück selten allein kommt; denn sein einziges liebes Kind, die sechsjährige Magdalena, lag an einer schlimmen Krankheit darnieder. Gestern war das letzte Geld zum Bäcker gewandert, und wenn „der lange Martin“ heute nichts verdiente, dann mußten Schulden gemacht werden, und der Ruin der fleißigen Arbeiterfamilie war unausbleiblich.

Martin hatte es endlich aufgegeben sich noch länger nutzlos anzubieten; finster schlich er nach Hause, zögernd erstieg er die vier Treppen, die zu seiner Dachwohnung hinaufführten, und je näher er der Thüre kam, um so mehr

verlangsamte er seinen Schritt, um so banger wurde es ihm ums Herz. Voll Spannung sieht die Gattin dem Kommenden in's Gesicht; wie sie aber seine kummervolle, düstere Miene gewahrt, da, entstürzten ihren rothgeweinten Augen aufs neue Thränen, und ein schlecht unterdrücktes Schluchzen durchzitterte ihre Brust. „Nichts, wieder nicht!“ mit diesen Worten sinkt Martin auf seinen hölzernen Schemel. Den Kopf in beide Hände gestützt, stiert er traumverloren nach dem Bette seiner siebernden Tochter, welche von einem Halbschlummer umfassen sich unruhig hin und her wirft und von Zeit zu Zeit mit einem quälenden Husten kämpft. Aber nicht lange bleibt der Arbeiter so regungslos sitzen; plötzlich donnert die nervige Rechte mit einem kräftigen Schlag auf den Tisch, so daß die kleine Kranke erschreckt in die Höhe fährt; dazu entringt sich ein wilber Fluß seinen Lippen.

„Um Gottes willen, Martin“ ruft bebend die fromme Maria aus, „suche nicht! Komm her, sieh hier das Kreuzifix und denk', was dein Heiland für dich geduldet! Und du wolltest die Prüfung, die Er jetzt über uns verhängt hat, nicht geduldig tragen? Schäme dich Martin; mit deinem Fluchen wird's nicht besser; laß uns lieber niederknien und Gott um Hilfe anflehen. Er der aus Liebe zu uns Menschen-gestalt annahm und in ärmlicher Krippe lag, wird uns auch heute nicht verlassen, und von dem Frieden, den die Engel den Menschen verkündeten, wird uns auch ein Theil zukommen, wenn wir guten Willens sind.“

So sprechend zieht sie den sich noch halb sträubenden Martin an den eichenen Betschemel, auf dem schon ihr Vater und Großvater gekniet haben und heiße Bitten um Rettung aus der Noth bringen aus dem Herzen des gottvertrauenden Weibes zu Dem empor, der alle Wunden heilen kann. Und Gott verläßt die Seinen nicht. Bei den laut gesprochenen Worten ihres Gebetes hatten sie das leise Klopfen an der Thüre überhört, als es sich aber jetzt

laut und vernehmlich wiederholt, da springen beide erstaunt auf, öffnen und fragen den eintretenden feingekleideten Herrn nach seinem Begehre. Wie freudig klopfte ihr Herz, als der Unbekannte ihnen mittheilte, daß er im Auftrage des Sanct Vincenzvereins gekommen sei, an welchen sich der Arbeiter in seiner höchsten Noth mit der Bitte um Unterstützung gewendet, den er aber ganz vergessen hatte. Wie dankbar nahen sie die Anweisungen auf Brot und Fleisch und das blinkende Gelbstück an! Doch als nun der „Vincenzbruder“ nach einer scharfen Musterung des ärmlichen, aber sauberen Zimmers und seiner Bewohner an Martin die Frage stellte ob er gewillt sei, die zu Neujahr bei ihm freiverbende Stelle eines „Hausmannes“ zu übernehmen, da stieg die Freude auf's höchste.

Ein Jahr ist seitdem vergangen. Martin hat die Stelle noch inne und genießt wegen seines treuen Fleißes die volle Zufriedenheit seines Herrn, der ihm als Weihnachtsgeschenk eine Lohnerhöhung zugesagt hat. Auch sein Lenchen ist wieder gesund und munter, und so wird das dies-jährige Weihnachtsfest nicht durch ähnliche Sorgen getrübt, wie sie vor Jahresfrist sein Herz zusammenschürten, und an die er nur mit Schrecken denkt. Zur Erinnerung aber an die sichtbare Hilfe, die ihm Gott damals hat zu teil werden lassen, prangt an der Wand seines sauberen Stübchens unter Rahmen und Glas der schöne Spruch:

„Ehre sei Gott in der Höhe und Friede den Menschen auf Erden, die eines guten Willens sind.“

Ein Matrose ruderte einen Geistlichen in einem kleinen Schiffechen vom Ufer nach der gegenüberliegenden Insel. Am Hintertheil des Schiffechens stand der Steuermann. „Was seid Ihr heute so traurig?“ fragte der Priester den Matrosen. „Ach, antwortete dieser, der Winter ist vor der Thür, und wie wirs gehen mit meinen fünf Kindern? Ich bin den ganzen Tag voller Sorge.“ „Das sollt Ihr aber nicht sein; denn der Heiland sagt: „Sorget nicht!“ — entgegnete der Pfarrer. „Den Spruch verstehe ich nie und nimmer; also soll ich mich jetzt auf die faule Haut legen, von meinen paar ersparten Groschen mir einige gute Tage machen und es darauf ankommen lassen, ob der liebe Gott etwas bescheert für Weib und Kind, oder ob sie hungern und frieren müssen?“ „Das nicht, aber — halt, was ist denn das?“ rief plötzlich der Geistliche; wir fahren eben durch die Klippen und Ihr schaut Euch nicht einmal um darnach? Thut Eure Schuldigkeit!“ „Ei, sagte der Matrose gleichgültig, das ist Sache des Steuermanns.“ „Thut Eure Schuldigkeit, sage ich noch einmal; seht Ihr denn die Klippen nicht? Wir gehen zu Grunde, wenn Ihr's so leichtsinnig mit Eurer Arbeit nehmt.“ „Schuldigkeit thun, leichtsinnig nehmen?“ brauste der Matrose auf; „Herr, wie kommen Sie mir vor? Arbeite ich

nicht aus Leibeskräften? Soll ich etwa mit Steuern helfen?“ „Freilich, freilich,“ sagte der Geistliche, „damit es glücklich vorwärts geht.“

„Ach, das wäre ja eine unnütze Geschichte, Herr. Jeder thut eben das Seine, dann wird schon alles recht werden; der Steuermann steuert und ich führe das Ruder. So ist's Schiffsbrauch.“

„Nun, nehmt mir's nicht übel, erwiderte lächelnd der Geistliche, im Reiche Gottes ist's eben auch so Brauch. Das Arbeiten ist Eure Sache, das thut aus Leibeskräften und seht dabei nicht nach rechts, noch nach links! Die Sorge eber, daß ihr bei Eurer Arbeit zu Grunde gehen und nicht vorwärts kommen möchtet, die erspart Euch und laßt sie dem, der am Steuer sitzt und von dem geschrieben steht: „Alle eure Sorge werfet auf ihn; denn er sorgt für euch!“

Im Himmel die Heil'gen den Rosenkranz beten,
Sobald der kommende Tag bricht an,
San Pedro trägt vorweg die Leuchte,
San Miguel das Kreuz, San Jago
die Fah'n'.

Auf, gehen wir mit!

Es ist ja nichts süßer und heiliger zugleich,
Als Rosenkranz beten im Himmelreich.

Die liebe Mutter Gottes in den Katakomben.



Der Marien = Kultus datirt nicht von heute oder gestern, auch nicht von dem Tage an, da der hl. Vater das Dogma der Unbefleckten Empfängniß verkündigte. Nein, die Verehrung der lieben Mutter Gottes reicht zurück in die allererste Zeit der Kirche, ist so alt, wie das Christenthum selbst und findet sich schon im apostolischen Zeitalter. Diese Wahrheit wurde vielfach bestritten. Durch die Erschließung der Katakomben aber wurden für sie untrügliche und unwiderlegliche Zeugnisse geliefert.

Es wird passend sein, Einiges aus der Geschichte der Katakomben voranzuschicken, welches der 'Fabiola' vom Cardinal Wiseman entlehnt ist.

Rom ist mit einem Kreise von etwa sechzig Begräbnißplätzen, Cömeterien, umgeben, welche aus den ersten christlichen Jahrhunderten stammen. Die meisten von ihnen sind nach dem Namen eines oder mehrerer Heiligen benannt, deren Leiber dort beigesetzt waren. So haben wir die Cömeterien der hh. Nereus und Achilleus, der hl. Agnes, des hl. Pantradius, des Prätexatus, der Priscilla, des Hermes. Mitunter wurden die Cömeterien auch nach dem Orte benannt, wo sie lagen. In späterer Zeit erhielten alle diese Cömeterien einen gemeinsamen Namen und wurden *Katakomben* genannt.

Die Katakombe ist eine unterirdische Räumlichkeit. Mittelst einer steilen Treppe steigt man unter die Schichten losen und zerreibbaren Sandes in diejenige Schichte herab, wo der Sand zu einem weichen, jedoch haltbaren Stein verhärtet ist. Hat man diese Tiefe erreicht, so ist man in dem ersten Stockwerk des Cömeteriums. Andere Treppen führen dann weiter zu einem zweiten und dritten tieferen Stockwerke, welche sämmtlich nach demselben Systeme angelegt sind.

Man kann eine Katakombe in drei Theile einteilen, — in die Gänge, die Kammern und die Kapelle (Krypta). Die Gänge sind lange, enge Gallerien, ziemlich regelmäßig ausgehauen, so

daß die Decken mit den Seiten rechte Winkel bilden; sie sind oftmals so enge, daß kaum zwei Personen neben einander gehen können. Mitunter laufen sie eine lange Strecke gerade aus, werden aber von anderen Gängen durchkreuzt, und diese wieder von anderen, so daß sie ein vollständiges Labyrinth oder ein Netz von unterirdischen Corridoren bilden.

Diese Gänge haben aber nicht, wie man wohl aus dem Namen schließe könnte, blos den Zweck, irgendwohin zu führen, sondern sie selbst sind die Katakombe oder das Cömeterium. Ihre Wände, sowie auch die Seitenwände der Treppen, sind voll von Gräbern; man sieht da nämlich Reihen von großen und kleinen Aushöhungen, die lang genug sind, einen menschlichen Leichnam, vom Kinde bis zum Erwachsenen, aufzunehmen. In diesen Aushöhungen liegen die Leichen, mit ihrer Seite nach dem Gange hin. Der Reihen giebt es bis zu vierzehn übereinander, oft auch blos drei oder vier. Die Größe der Gräber ist jedesmal so genau abgemessen, daß wahrscheinlich die Leiche neben dem Grabe gelegen hat, während dasselbe ausgehauen wurde.

Wenn die Leiche in ihre enge Höhle gelegt worden war, so wurde sie hermetisch geschlossen, entweder durch eine Marmorplatte oder gewöhnlicher durch mehrere breite Ziegelsteine, die mit Cement verkittet wurden. Die Inschriften und Malereien wurden gewöhnlich in den Marmor eingegraben.

Die Katakomben waren in den drei ersten christlichen Jahrhunderten die alleinigen Begräbnißplätze für die Christen der Stadt Rom. In diesen Zeiten der Verfolgung und der Gefahr pflegte man auch in den Katakomben, und zwar in den Kirchen und den Kammern derselben, den Gottesdienst und die Versammlungen zu halten.

Die Katakomben bilden gleichsam eine unterirdische Stadt, deren Straßen zusammen ungefähr tausend englische Meilen lang sind und gegen sechs Millionen schlummernde Bewohner haben, welche auf den Herrn vertrauten und ihre Auferstehung durch ihn erwarten.

Als die Cömeterien schon nicht mehr zu Begräbnißplätzen gebraucht wurden, wurden sie doch immer noch von Andächtigen viel besucht. Jedes derselben hatte, — wie schon gesagt, — seinen Namen von einem oder mehreren der dort bestatteten Märtyrer, und an den Jahrestagen dieser Märtyrer drängten sich Schaaren von Bürgern der Stadt Rom und von auswärtigen Pilgern zu ihren Gräbern, wo die göttlichen Geheimnisse dargebracht und Homilien zu ihren Ehren gehalten wurden. Solche Andachten in den Cömeterien hatten mancherlei Veränderungen derselben zur Folge. Zunächst wurden geräumigere Eingänge und bequemere Treppen angelegt. Ferner wurden Mauern aufgeführt, um die etwa zusammenfallenden Gallerien zu stützen. Hier und da wurden auch trichterförmige Oeffnungen in den Gewölben angebracht, um Licht und Luft einströmen zu lassen. Endlich wurden Basiliken oder Kirchen über den Eingängen erbaut.

Als die Lombarden und noch später die Saracenen die Umgegend von Rom zu verheeren anfangen, und die Katafomben der Gefahr der Entweihung ausgesetzt waren, ließen die Päpste die Leiber der berühmtesten Märtyrer von dort nach den Basiliken der Stadt bringen. Dies dauerte bis zum achten oder neunten Jahrhundert, in welchem noch von Reparaturen berichtet wird, welche die Päpste in den Cömeterien ausführen ließen. Fortan wurden die Katafomben nicht mehr so viel von Andächtigen besucht, und die über den Eingängen stehenden Kirchen wurden zerstört oder verfielen. Die durch die Luftlöcher hineingeflossene Erde, die Verwüstungen, welche im Laufe der Jahrhunderte durch solche Personen, die von den Weinbergen aus durch unbewachte Eingänge in dieselben eindringen konnten, angerichtet wurden, die zerstörende Macht der Zeit und der Witterung, — alles das hat uns nur Ruinen von den alten Katafomben übrig gelassen. Es giebt da indeß noch Manches, für dessen Erhaltung wir der Vorsehung danken müssen. Es ist immer noch genug übrig geblieben, die uns erhaltenen Berichte aus besseren Zeiten zu bestätigen, und diese wiederum sind uns behülfslich, die alten Ruinen zu recon-

struiren. Der jetzt regierende Papst Pius IX. hat in wenigen Jahren für diese heiligen Orte mehr gethan, als seit Jahrhunderten für denselben geschehen war. Die Commission, welche er zu diesem Zwecke eingesetzt hatte, leistete Erstaunliches.

In seinem großen Werke über die Denkmäler der ersten christlichen Kunst beschreibt der Pater Marchi die Krypta Maria's und des Jesu in des im Cömeterium der hl. Agnes folgendermaßen:

„Oberhalb des kleinen Altars dieser Krypta sieht man das Bildniß der allerseeligsten Jungfrau in halber Lebensgröße; sie ist sitzend dargestellt, mit dem göttlichen Kinde auf ihren Knien. Um jeder Zweideutigkeit vorzubeugen, hat der Künstler sowohl zur Rechten als auch zur Linken das doppelte Monogramm Christi argebracht. Die Mutter Gottes streckt die Arme zum Gebete aus; das Kind macht nicht diese Geberde. Dadurch wollte man offenbar auf den unenöthlichen Unterschied zwischen dem Sohne und der Mutter aufmerksam machen. Die Mutter nämlich ist immerhin eine Kreatur, wenn auch unter allen Creaturen die mächtigste; alle ihre Macht ist bloß eine Macht der Bitte und der Fürsprache, während der Sohn durch sich selber allmächtig ist.“

Marchi setzt noch hinzu, daß dieses Gemälde den letzteren Jahren des zweiten Jahrhunderts angehöre.

Schon im zweiten Jahrhunderte also war der Cultus der heiligen Mutter Gottes, die mit ihrem Sohne vereinigt ist und für die Menschen bittet, bei den Christen üblich und in ihren Bildern ausgeprägt. Ich sage der Cultus, denn jenes Gemälde findet sich in einer Kapelle, sogar über dem Altare, der nichts Anderes war, als das Grab eines oder mehrere Märtyrer, auf welchen man die heiligen Geheimnisse feierte. So hat man denn hier Alles zusammen, den Cultus der allerseeligsten Jungfrau, den Cultus der heiligen Märtyrer, den Cultus der Reliquien und den der Bilder, kurz den ganzen Katholicismus, und zugleich das vollständigste Verdammungsurtheil über die Reformation, die alles jenes abschaffte und zerstörte unter der beständigen Berufung auf

die ursprüngliche Kirche. Diese Bilder wurden freilich verborgen gehalten; sie waren, wie der Cultus selbst heimlich, beleuchtet nur durch die Fackeln der Proscription und des Martyrthums. Aber eben darum sind sie nur noch mehr geheiligt und ihre geschwärtzen und angefressenen Züge drücken das ehrwürdige Alter unseres Glaubens nur noch besser aus.

Ganz neue Entdeckungen haben auch noch die Mannigfaltigkeit der ursprünglichen Darstellungen der heiligen Mutter Gottes in's Licht gestellt. Sie zeigen uns namentlich den bemerkenswerthen Umstand, daß Maria oft auch allein, ohne das göttliche Kind, dargestellt wurde.

Auf dem Gemälde im Cömeterium der hl. Agnes, von dem wir eben sprachen, sahen wir die allerseeligste Jungfrau, wie sie ihre Arme ausstreckt zum Gebete; das göttliche Kind und dessen Monogramm ließen sich da ganz bestimmt erkennen. Sehr viele andere Gemälde aber stellen ein Weib in der nämlichen Haltung dar, jedoch allein; es ist dies das nämliche Bild, nur ohne das Kind. Man war Anfangs nicht auf den Gedanken gekommen, daß dies die allerseeligste Jungfrau sein könne, und man hatte allen diesen Bildern den gemeinschaftlichen Namen Orantes (Betende) gegeben. Da sich aber mehrere fanden, unter welchen bald der Name *Mara* bald *Maria* geschrieben stand, so erkannte der Pater Marchi sie alle als Darstellungen der allerseeligsten Jungfrau. Hierin bestärkte ihn noch der Umstand, daß man diese Gemälde sämmtlich in den Kapellen antraf, wo sie das Seitenstück bildeten zu der Darstellung des Herrn unter dem Sinnbilde des guten Hirten. Ritter de' Rossi glaubte Anfangs dieser Meinung nicht beipflichten zu können, ohne ihr jedoch zu widersprechen. Er unterwarf dieselbe einer langen Untersuchung; zuletzt aber, nachdem er alle Elemente der Kritik zu Rathe gezogen hatte, gewann er eine feste Ueberzeugung und bekannte sich zu der nämlichen Meinung. Ueberdies sprach auch noch eine Entdeckung, die zu den bestimmtesten und deutlichsten gehört, ganz zu Gunsten dieser Meinung. Es ist dies ein Gemälde aus dem 3. Jahrhunderte, das dem

vorigen ganz ähnlich ist und die Inschrift trägt:

„Maria Virgo
Minester De
Tempulo Gerosale.“

Augenscheinlich ist dies die allerseeligste Jungfrau Maria, wie sie zu Jerusalem im Tempel dem Gebete obliegt und sich darauf vorbereitet, selber der Tempel des heiligen Geistes und das Tabernakel des Sohnes Gottes zu werden. Müssen nicht also auch die übrigen Orantes, welche, abgesehen von der Inschrift, durchaus dieser Orans ähnlich sind und manchmal den Namen Maria oder, was incorrect ist, Mara tragen, ebensovielle Abbildungen Maria's und ebensovielle Zeugnisse für ihren Cultus bei den ersten Christen sein?

Aber die vortrefflichen Entdeckungen des Ritters de' Rossi haben unseren Blicken sogar apostolische Zeugnisse für den Cultus der allerseeligsten Jungfrau enthüllt, und zwar im Lichte der vollkommensten Gewißheit.

Dank der herrlichen Unternehmung des Herrn Perret, welche durch den Griffel des Herrn Savinien Petit vollständig ausgeführt worden ist, haben wir jetzt in Paris die Katafomben des dritten Jahrhunderts und auch die aus der letzten Hälfte des zweiten Jahrhunderts durchwandern können. Wir erinnern uns noch des Eindruckes, den auf Alle das Bild der allerseeligsten Jungfrau und des göttlichen Kindes machte, als diese bemerkenswerthen Zeichnungen der constituirenden Versammlung vorgelegt wurden, um von ihr die zur Veröffentlichung erforderlichen Geldanweisungen zu erlangen. Einem Repräsentanten des Verges war der „cäsarische“ Charakter der Figur des Kindes so auffallend, daß er laut sagte, gerade hierin sehe er den Beweis für das sehr hohe Alter des Gemäldes.

Die neuesten Entdeckungen de' Rossi's aber haben diese großen Zeugnisse auf noch entferntere Zeiten zurückgeführt. Das Cömeterium der Domitilla hat ihm seine geheimen Schätze kundgethan, und er führt uns jetzt bis in das erste Jahrhundert.

Herr Lenormand, der noch unlängst diese Katafomben durchwanderte, hat uns im Corre-

spondant einen Bericht über dieselben gegeben, in welchem er die Auktorität de' Rossi's noch mit der seinigen erhöht und uns die Eindrücke seiner katholischen Seele aus jener Grabes- Wiege unseres Glaubens mittheilt.

„Noch vor meiner letzten Reise nach Rom“, sagte er, „und nachdem ich bloß die Zeichnungen des Herrn Savinien Petit gesehen hatte, war ich schon überzeugt, daß die christliche Malerei bis in jene Zeiten zurückgeht, wo die römische Kunst in ihrer Blüthe stand. Aber damals war es noch eine gewagte Sache, von Produkten der christlichen Kunst aus dem dritten Jahrhundert zu sprechen. Heute dagegen, stehend auf der vollkommen begründeten Ueberzeugung des Herrn de' Rossi und, — ich darf es wohl sagen, — auf unseren gemeinsamen Beobachtungen, fürchte ich nicht mehr zu behaupten, daß man eine vollständige Geschichte der christlichen Malerei vom Ende des ersten Jahrhunderts, oder vom Anfange des zweiten bis zum vierten verfassen könnte. Diese alten Adelstitel entrollen sich mit einer unbestreitbaren Evidenz. — Ich war in der Todtenkammer der Pyramide des Cajus Cestius gewesen, am Abende vor dem Tage, an welchem mich de' Rossi in das Cömeterium der Domitilla führte. Den Eindruck von einer Dekoration, deren Datum man ganz bestimmt kennt, hatte ich also noch frisch im Gedächtnisse und so zu sagen, noch in den Augen; denn die heidnische Grabstätte, von der ich hier spreche, ist im Jahre 32 vor Christus hergerichtet worden. Als ich mich nun in der ersten Kammer der Katafomben befand, wo am Gewölbe ein Bild des guten Hirten ist, hätte ich nicht geglaubt in eine andere Epoche versetzt worden zu sein; es fehlte wenig, und ich hätte gemeint, die beiden Dekorationen, die vom Abend vorher und die vom Tage selbst, seien von einer und derselben Hand ausgeführt worden. — Allein mein liebenswürdiger und gelehrter Führer wollte meinem ersten Staunen keine längere Zeit vergönnen; es ging ihm darum, dasselbe noch zu erhöhen. Nachdem er mir manche Bilder Christi und der Apostel gezeigt hatte, die man — abgesehen von dem Gegenstande der Darstellung, — für Kunstwerke von

Herkulanum hätte halten können, führte er mich in eine andere Kammer, wo die allerseeligste Jungfrau mit ihrem göttlichen Kinde auf den Knien dargestellt ist, wie sie eben von den drei Magiern die Geschenke erhält. O, welch ein überraschender Vergleich! Raphael hat sicher manche Gemälde in den Katafomben gesehen und hat sie benutzt. Sein Adam und Eva am Plafond des Saales della Signatura im Vatikan findet sich beinahe ebenso wieder im Cömeterium der Domitilla. Ingleichen hat auch die allerseeligste Jungfrau desselben Cömeteriums ganz die keusche Amuth und den milden Charakter einer Madonna von Raphael. Der katholische Glaube hebt sich, wenn er so an unzweifelhaften Beweisen erkennt, daß der Cultus der heiligen Mutter Gottes schon in den ältesten Zeiten der ersten Kirche üblich war. Der Künstler und der Gelehrte staunen über das Alter eines Typus, der selbst noch im Mittelalter sein Gepräge bewahrt hatte und der von der Renaissance wieder seine ursprüngliche Schönheit zurückerhielt.

Eine solche Begeisterung, die der katholischen Seele durchaus natürlich ist, wenn dieselbe unvermuthet die Züge ihrer Urheber und die ersten Ansätze ihres Glaubens entdeckt, könnte uns vielleicht bei jedem andern verdächtig vorkommen, als habe sie die Erkenntniß bestochen und das Urtheil gefälscht. Bei Herrn Lenormand aber bezeugt sie die Tiefe der Ueberzeugung und gibt uns als deren höchste Bürgschaft.

Für diejenigen aber, die gern eine kältere oder gar so halb und halb gegnerische Darstellung vorziehen möchten, wollen wir eine Stelle anführen aus dem zweiten Berichte des Herrn Desjardins an Se. Excellenz Herrn Minister des öffentlichen Unterrichts und des Cultus, vom 8. Januar 1857, über eine wissenschaftliche Reise in Italien. Man wird da zugleich die Wichtigkeit dieser Entdeckungen sehen aus der Aufregung, die dieselben in der protestantischen Welt hervorgerufen haben.

„De' Rossi unterscheidet drei Cömeterien nach der Appischen und drei andere nach der Ardeatischen Straße hin. Die beiden merkwürdigsten aber, nach dem Cömeterium des hl.

Calixtus, sind das der Domitilla aus dem ersten Jahrhundert, westlich von dem vorigen, und das des hl. Prätexstus, südlich und diesseits der Basilika des hl. Sebastianus. Daß die Katakombe der Domitilla zu jener Zeit der historische Mittelpunkt war, ist allgemein anerkannt. Dort befinden sich die Gräber des hl. Achilles, sowie auch derjenigen Märtyrer, welche Zeitgenossen der Apostel waren. Die bereits entdeckten Gemälde bieten das größte Interesse dar. Bemerkenswerth ist, daß in den von De' Rossi wiedergefundenen Cömeterien das Portrait der allerseeligsten Jungfrau häufig vorkommt, wodurch als erwiesen zu betrachten ist, daß der Mariencultus zurückgeht bis in die ersten Zeiten der Kirche. Die Protestanten Deutschlands geriethen in große Unruhe und Bestürzung über so viele kostbare Zeugnisse, welche entdeckt wurden von einem katholischen Gelehrten, dessen Arbeit sie schmerzlicher Weise nicht sogleich ihrer Controle unterwerfen konnten. Gleichwohl wurden zu Berlin directe Angriffe, die sogar von hoher Stelle ausgingen, veröffentlicht. Aber Herr Heuzen, der sich zuerst

nach Rom begab, hatte, obgleich er zur reformirten Confession gehörte, den Muth, seine Stimme zur Vertheidigung der wissenschaftlichen Ehrlichkeit Rossi's zu erheben und öffentlich darzuthun, daß dessen Charakter und ausschließliche Hingebung an die große Sache der Wahrheit über jeden Verdacht und Zweifel erhaben seien. Es war dies von Herrn Heuzen ein muthiger Akt, — ein Akt, der seinem Urheber nicht weniger Ehre gemacht, als dem Herrn Rossi, für den er geschah. Uebrigens konnte auch dieser Akt Niemanden überraschen; denn alle, die den Herrn Heuzen kannten, erwarteten von ihm nichts Uebrigens; denn alle, die den Herrn Heuzen kannten, erwarteten von ihm nichts Uebrigens. „*Ex. Excellenz werden mir verzeihen wenn ich diese Gelegenheit ergreife, hier Zeugniß abzulegen für den Charakter eines Mannes, dessen ausgezeichnete Gelehrsamkeit bereits in Europa bekannt ist, und dem ich für mein Theil einen sehr wichtigen Beistand in der Erfüllung der mir anvertrauten Aufgabe verdanke.*“

Das wären also die gelehrten und gewiß hoch zu achtenden Bürger für das apostolische Alter des Cultus der allerseeligsten Jungfrau, wie er sich in den Gemälden der Katakomben ausdrückt. (Nicolas.)

Wenn wir in Gefahr sind, von unseren Leidenschaften in eine Fluth von Sünden versenkt zu werden, welsch besseres Hilfsmittel gibt es dagegen, als das Abbeten des Rosenkranzes und die Betrachtung der Geheimnisse unserer Erlösung! Heißt das nicht, uns für den Himmel einschiffen, ohne einen Schiffbruch befürchten zu müssen?

Die Erzbruderschaft des hl. Rosenkranzes ist ein geistliches Kaufmanns-Schiff, auf welchem die köstlichen Waaren Christi unseres Erlösers und Mariä seiner Mutter von ferne zu uns geführt werden. Christus ist ein Kaufmann, der seine Waaren von seinem Vaterland zu uns auf die Erde gebracht hat und andere zurückführt. Die Gottheit hat er uns gegeben, die Menschheit hat er angenommen, die höchsten Schätze hat er mit sich gebracht. O wunderbares Gewerbe! O wunderbare Handelschafft!

Wärst Du krank an Deiner Seele
Und suchtest die rechte Medicin,
Bete den Rosenkranz zu Maria
Und neu wird Deine Seele erblüh'n.

Bet' ihn und lerne
Gnade und Kraft im Rosenkranz finden
Gegen die finstere Macht der Sünden.

Nimmer fürchte ich den Tod,
Möcht er auf der Straß' auch kommen
Denn ohn' Gottes Willen hat
Er noch keinen weggenommen.

Die unschuld'gen Kinderherzen
Mögen meine Hilfe sein,
Die Herodes mit dem Messer
Schlachtete wie Lämmelein.

Christus heißet Manuel,
Name süß, voll Leben,
Glücklich, wem er in der Tauf'
Zimmer beigegeben

Weihnachten im fernen Orient.

Von P. N. Pieper, Missionar in Süd-Schantung in China.

Weihnachten! Ein Fest des Friedens, ein Fest der Freude. Friede verkündeten die Engel auf Bethlehem's Fluren, und Friede ist eingekehrt in jedes Herz, worin der Heiland geboren. Es glänzen unzählige Sternlein am hohen Firmamente, es knirscht der Schnee unter den Füßen der frommen Wälder, welche durch die stille Nacht ziehen. Da ertönen die Glocken vom hohen Thurme und es erscheinen Lichter aus der Ferne; die hohen Fenster des Gotteshauses sind tageshell beleuchtet. Und tritt der stille Waller in's Gotteshaus, so empfängt ihn dort heil'ger Friede, sel'ge Freude.

Weihnachten! Das Christkindlein macht heute seine Besuche. Die Welt ist so groß, und Weihnachten wird gefeiert an unzähligen Orten. Wie verschieden aber die Feier, wie verschieden die Freude! Nicht in aller Menschenherzen kehrt Friede ein. Begleiten wir das Christkindlein ein wenig auf seinen einsamen Besuchen durch die stille Nacht, folgen wir ihm bis jenseits der Meere in's ferne China!

Ein Missionar sitzt dort in Tantsja einsam auf seinem entlegenen Posten. Noch klein ist die Schaar der Schäfchen, die er um sich versammelt. Noch sind sie nicht getauft und das Christkindlein kann deshalb nicht einkehren in ihr Herz. Der Missionar gedenkt seiner Mitbrüder, die Weihnachten feiern in festlich geschmückter Kirche unter Glockengeläute, Orgelton, Kerzengefunkel und Freudengesängen. Gern wäre er zu ihnen hinübergeseilt, aber er konnte nicht. Er versammelte also seine Christen früh morgens um sich, erzählt ihnen vom menschengewordenen Gottessohn, erzählt von der Gnade der Erlösung, erzählt vom Kindlein in der Krippe und den armen Windeln, die es einhüllen; erzählt von den frommen Hirten, die hineilen, es zu verehren. Gespannt lauschen die Christen

seinen Worten; eine neue Welt thut sich vor ihnen auf, sie können es nicht fassen, wie der Gottessohn so gütig gewesen, und eine Thräne glänzt in mancher Augen. Dann beginnt die Feier der hl. Messe. Das Kirchlein ist eine Lehnhütte. Der Boden kalt und feucht, die Wände kahl und leer, die Decke von Rauch geschwärzt und niedrig. Der Altar ist tags zuvor aufgerichtet worden. Es ist ein krippenartiges Gestell, auf welchem Bretter liegen. Rothe Decken bilden die Altarsbekleidung, was an Schmuck aufzubringen war, ist angelegt. Es brennen vier Kerzen und eine ganze Anzahl Dellämpchen beleuchten im Halbkreise den Altar. Grüne Tannenzweige mit papierenen Blumen vervollständigen den Schmuck. Wie die Missionäre das Gloria beten und die Christen ihre Gebete singen, welche sie erst kürzlich erlernt — da ist's dem Priester, als höre er das freudige Entgegenrufen der Hirten: „Auf, laffet uns nach Bethlehem eilen und sehen was der Herr bereitet hat!“ Und bei der h. Wandlung, wo das Gotteskind, der neugeborene Heiland, niedersteigt auf den Altar der Krippe: da fühlt sich der Missionar vollends glücklich in seinem Stallkapellchen; denn er betet auf dem Krippen-Altar den nämlichen Heiland an, das Gotteskind, das heute auf den Altären der Dome und herrlicher Kirchen angebetet und verehrt wird. Der Missionar ist glücklich und froh: Friede und Freude ist in sein Herz eingekehrt; Friede und Freude strahlen von dem Antlitz seiner Christen.

Folgen wir dem Christkindlein in eine Residenz der Mission, nach Wuoly. Da ist eine hübsche Kirche von Backsteinen im gothischen Style erbaut: das Geschenk einer frommen Dame in Noermond. Sie hat sich da ein Denkmal gesetzt bei Lebzeiten und es wird hoffentlich noch hunderte von Jahren stehen. Heute ist die Kirche festlich geschmückt. Bunte

Tuchbahnen hängen von den Gewölben herunter und umschlingen die Säulen. Der Altar ist ein Lichtmeer und auch in den Fensternischen brennen Lämpchen. Farbige Papierstreifen mit chinesischen Gold-Charakteren prangen an den Wänden. Fast findet sich kein Ecklein in der Kirche, das nicht geschmückt wäre. Punkt 12 Uhr Mitternacht rufen die Glockenstimmen. Wenn auch nicht harmonisch, so rufen sie doch dreistimmig und ihr Ruf dringt weit durch die stille Nacht. Bald darauf ertönen Böllerschüsse und Petardengeknatter. Die dumpffeierlichen Töne des Tamtam bezeichnen den Augenblick, wo die Feierlichkeit beginnt. Jeder, welcher in die Kirche tritt, bleibt einen Augenblick stehen, und ist entzückt ob der ungewohnten Pracht. Das Jesukindlein steht auf dem Altare in einem Meer von Kerzen, sein Gotteshändchen zum Segen emporhaltend. Das ist der Glanzpunkt und darauf fällt vor allem das Auge. Ein gemeinschaftlich gesungenes Weihnachtslied gibt Gelegenheit, der Herzensfreude freien Lauf zu lassen. Dann besteigt der Priester die Kanzel: „Gloria in excelsis Deo,“ beginnt er seine Predigt, und die Kirche, welche vor einem Augenblicke noch von schmetterndem Gesange wiederhallte, ist jetzt todesstill.

Ein Mitbruder, der zum ersten Male Weihnachten in Puowly gefeiert, äußerte sich, schönere Weihnachten habe er auch in Europa noch nicht gefeiert und habe für den Augenblick ganz vergessen, daß er in China sei. Nach Schluß der Predigt beginnt die heilige Messe, ein feierliches Levitenamt. Da müssen die Christen schweigen, denn Schüler und Seminaristen singen die liturgische Messe; sie haben Gelegenheit, die Predigt nachzudenken und still im Herzen den neugeborenen Heiland zu verehren und zu betrachten die Wunder der Erlösung. Bei der heiligen Handlung ertönen Glocken, erdröhnen Böller, knattern Petarden, die ganze Kirche liegt mit dem Angesichte auf dem Boden. Nach der heiligen Messe wird wiederum ein Weihnachtslied gesungen und da thut alles mit. Freude auf den Gesichtern, Frieden im Herzen, verlassen die Christen allmählig das Gotteshaus. Die Lichter werden ausgelöscht, es wird ruhig,

jeder sucht nun ein wenig zu schlafen, da fast alle den ersten Theil der Nacht durchwacht hatten. Alle Priester waren bis Mitternacht mit Weichthören beschäftigt, denn es waren viele Christen aus Nah und Fern herbeigeeilt. Einige sind stundenweit hergekommen, nur ein wenig Brod in der Tasche, das ihre Festmahlzeit bildet auf Weihnachten. Gute Bekannte kochen ihnen Wasser dazu und sind vollends zufrieden.

Besuchen wir auch die Krippe, welche die Seminaristen aufgeschlagen. Kohlen, Schlacken und Steine bilden die Höhle. Das Ganze hat ein sehr natürliches Aussehen; es fehlen sogar die Flüsse nicht und die Brücken und Wege; ein kleiner Springbrunnen macht besondere Freude. Nur gefällt es den Chinesen nicht, daß die Hirten keine Hüpfen tragen und so „widerlich“ gekleidet sind. Fast den ganzen Tag hindurch kommen Andächtige, alle sagen, es ließe sich dort so von Herzen beten.

Christbäume findet das Christkind bei uns nicht, denn die Berge sind kahl, und wo noch etwas Wald ist, fehlen die Tannen. Aber was am Christbaum hängt, das bringt uns das Christkindlein, wenn auch nicht in so großer Auswahl und nicht so glänzend wie daheim. Es bringt uns gedörrte Zisiphuspflaumen und getrocknete Gottesbirnen; es bringt Nüsse und Kastanien und allerhand Gebäck. Auch fehlen Erdscheln nicht, und die schmecken geröstet gar nicht übel. Es bringt am Mittag unsern Waisenkindern, alten und jungen, ein Stücklein Fleisch und Weißbrod und den Kindern im „grauen Barte“ im Greifen-Alte auch ein Tröpflein Schnaps. So hat es seine Gotteshändchen recht weit offen gemacht und alles ist glücklich und zufrieden: Weihnachten ein Fest des Friedens und der Freude!

Maria nahm sich die Krone vom Haupte
Und reichte sie hin dem eigenen Sohn
Und sprach: „Willst Du nicht dem Sünder
vergeben,
So bin ich nicht Kön'gin und trag' keine Kron'.
Und Jesus erwidert:
Geschäh' es nicht, Mutter, um Deine Bitten,
So hätte der Sünder wohl schon gelitten.“

P. Eberhard Billick, O. C.

Eine der Säulen der kath. Kirche in Deutschland zur Zeit der sog. Reformation.

Von Rev. P. Hieronymus Reichwein, O. C. C.

Wenn man die Geschichte der Glaubensspaltung Deutschlands liest, so begegnen uns fast auf jedem Blatte derselben mehrere Namen bedeutender katholischer Theologen, die sich durch Wort und Schrift den wie eine Hochfluth daher bräusenden, Glauben und Sitten untergrabenden falschen Lehren, wie ein fester Damm entgegenstemmten. Unter ihnen nimmt jedoch der durch große dialektische Gewandtheit und Schlagfertigkeit ausgezeichnete P. Eberhard Billick einen Ehrenplatz ein. Dieser stramme Vertheidiger der katholischen Religion war geboren zu Bill bei Düsseldorf am 15. März 1493, also genau am selben Tag, an welchem Columbus von seiner ersten Entdeckungsreise zurückkehrend in Palos landete. Der Familiename dieses Mannes war Steinberger: er nahm jedoch einem damals ziemlich verbreiteten Gebrauch gemäß von seinem Geburtsort den Beinamen Billick an. Von seinen Eltern fromm und christlich erzogen, bekundete er schon in frühesten Jugend eine entschiedene Neigung fürs Klosterleben. Er kam als Jüngling nach Cöln, wo er sich in den Karmeliterorden aufnehmen ließ. Kaum war er Priester geworden, so entfaltete er eine staunenerregende Thätigkeit und schon in ganz kurzer Zeit betrachtete man ihn als einen der gefeiertsten Kanzelredner jener Zeit. Da gerade damals die ganze geistige Atmosphäre mit den unheilvollen Glaubens- und Sittenlehren eines Martin Luther geschwängert war, suchte er als kraftvoller Prediger auf das Volk zu wirken, um ihm den von den Vätern ererbten Glauben zu erhalten oder zu fördern. Durch den Zauber seiner Persönlichkeit, die Tiefe seiner Wissenschaft und eine salbungsvolle Kraft seines Vortrags übte er auf Hoch und Nieder einen unberechenbaren Einfluß aus

und Manchen, der schon im Glauben wankend geworden, hat er wieder in die richtige Bahn zurückgelenkt. Im Kloster selbst bekleidete er nach einander wichtige Aemter, denn bald war er Superior des Klosters, etwas später Novizenmeister und Prior, bis er endlich im Jahre 1542 zu Aachen zum Provinzial der nieder-rheinischen Ordensprovinz erwählt wurde. All diese Aemter versah er mit der größten Geschicklichkeit und Gewissenhaftigkeit.

Doch es würde zu weit führen, das Leben dieses Ordensmannes eingehend zu besprechen; wir wollen bei dieser Gelegenheit nur seine Verdienste um die Kirche im Großen und Ganzen hervorheben. Daß Cöln und die Rheinlande überhaupt katholisch blieben, hat man in erster Linie seiner unermüdblichen Thätigkeit zu verdanken. Deutschland befand sich damals in einer höchst traurigen Lage und auch die Stadt Cöln wurde in die religiösen Wirren hineingezogen. In seiner Fortsetzung zu Jansens Geschichte des deutschen Volkes gibt Ludwig Pastor die Ursache an, für die schnelle Ausbreitung der giftigen Lehren der Glaubens-erneuerer. So lesen wir in seinem achten Band auf Seite 387: „Daß das katholische Deutschland dies Gift so schnell einsog, lag aber nicht allein an den, den menschlichen Leiden-schaften so sehr schmeichelnden neuen Lehren, sondern vor Allem auch an der Haltung derjenigen, deren heiligste Pflicht es gewesen wäre, dem Verderben entgegenzutreten. Wenige rühmliche Ausnahmen abgerechnet, hat der deutsche Episcopat in der ersten Periode der Kirchenspaltung eine durchwegs sehr traurige Rolle gespielt. Während in andern Ländern, die würdigsten Männer, welche sich durch Frömmigkeit und Gelehrsamkeit auszeichneten zu Bischöfen und Domherren ernannt wurden und man auf den Adel

„der Geburt keine Rücksicht nahm, waren in
 „Deutschland die hohen Stellen nur eine Beute
 „der Aeligen. Niemand konnte Bischof oder
 „Domherr werden, wenn er nicht im Stande
 „war, so und so viele Ahen aufzuweisen. Ob
 „aber Einer die nöthigen Kenntnisse besaß,
 „oder einen ehrbaren Wandel führte, darnach
 „wurde nicht gefragt.“

Das Urtheil dieses Gelehrten darf man auf den damaligen Erzbischof von Cöln anwenden, denn er war nicht nur sehr unwissend in geistlichen Sachen, sondern beschäftigte sich auch mehr mit Jagen und andern Vergnügungen als mit der Verwaltung und Leitung der ihm anvertrauten Heerde. Herman von Wied war wohl in den ersten Jahren, als er von Cöln Besitz nahm, kein so unebener Mann, wurde aber nach und nach ganz verweltlicht und durch seine Schläfrigkeit hatte sich die größte Sittenlockerung unter der Geistlichkeit selbst eingeschlichen. P. Eberhard, der inzwischen Professor und Dekan an der Universität geworden war, trat nun immer mehr und mehr in den Vordergrund. Nur zu gern hätte er sich während dieser Wirren in seine stille Klosterzelle zurückgezogen — aber man hat ihn zu bleiben. Als echter Erdensmann hatte er sich bisher nie um die Politik bekümmert, doch als man ihn auf die Warte der Universität gestellt, hatte er mit sicherem Blick die Wurzel des Uebels bald ergründet und er sah auch bald ein, daß wenn man dem Volk seine Religion erhalten wolle, man vor allen Dingen mit der Sittenverbesserung unter den Geistlichen anfangen müsse. Mit Schmerzen hatte er wahrgenommen, wie, schon von Anfang der Religionswirren an, die Universität immer mehr zurückgegangen war und auf einer, gerade zur Zeit abgehaltenen Provinzialsynode klagt er über die schlechte Beschlagenheit ihrer Professoren. Er konnte kaum Worte genug finden um den traurigen Verfall der einst so berühmten Hochschule zu schildern. Bei dieser Gelegenheit drang er auch sehr auf die Reinheit der Sitten unter dem Clerus. Mit edlem Freimuth redete er dem Erzbischof und der gesammten Geistlichkeit in's Gewissen und suchte die schläfrigen Hirten der Erzdiözese für treue

Ausübung ihrer hohen Pflichten zu begeistern. Der Ruf seiner großen Tugenden und herrlichen Geistesgaben, so wie auch die zarte Gewissenhaftigkeit, mit der er das ihm übertragene Amt verwaltete, machte ihm alle Schichten der Bevölkerung sehr gewogen. Der Stadtmagistrat ehrte ihn als einen ihrer besten Mitbürger. Als Professor der Universität war er das Muster und Vorbild seiner Collegen, sowohl wie seiner Schüler und er wirkte daselbst mit solchem Eifer und Erfolg, daß sich die Zahl der Studirenden fast verdoppelte; denn er war groß als Erdensmann, groß auch als Gelehrter, dabei war er die Liebe und Güte selbst. Kein Wunder denn, daß sein Einfluß bei Hochgestellten immer höher stieg.

Inmitten seiner vielen Arbeiten entfaltete er auch eine großartige literarische Thätigkeit. In vertraulichen Briefen sowohl und mehr noch in öffentlichen Vorträgen schildert er die grauenvolle Verwilderung die sich überall geltend machte, wo sich der Protestantismus einmal festgesetzt habe. Hatte er doch aus eigener Anschauung die sittliche Verkommenheit so vieler Anhänger der neuen Lehre kennen gelernt. Seine Schriften zeichnen sich aus durch Klarheit, Bündigkeit und Schärfe. Hatte er anfangs nur die Defensiv gegen den Protestantismus ergriffen, so ging er später schroff und angreifend demselben zu Leibe und wenn es ihm auch nicht gelang ihn gänzlich zu verdrängen, so verhinderte er doch dessen weitere Ausbreitung in den Rheinlanden.

In Worms war er bei dem abgehaltenen Religionsgespräch mit dem sel. P. Faber aus der Gesellschaft Jesu näher bekannt geworden und sie trafen sich auch im folgenden Jahre 1541 wieder auf dem Reichstag zu Regensburg. Dort hatte er den frommen und gelehrten Jesuiten schätzen und lieben gelernt, und als er vom zweiten Religionsgespräch von Regensburg zurückgekehrt war, da suchte er es bei dem Cöln'schen Domkapitel und dem Kanzler der dortigen Universität durch, daß die Jesuiten sich in jener Stadt dauernd niederlassen durften. Diesen Dienst des P. Eberhard haben die Jesuiten auch immer dankend anerkannt. Mit dem Erscheinen der Jesuiten in Cöln begann

auch zur die Universität eine neue Periode. Viele sind daher der Meinung, das größte Verdienst des P. Eberhard bestehe eben darin, daß durch seine Vermittlung die Jesuiten in Deutschland sich niederlassen konnten. In der That — man muß es eingestehen, daß die in Deutschland später so segensreich wirkende Gesellschaft Jesu eine glückliche Vorbedeutung war, daß doch wenigstens ein beträchtlicher Theil des deutschen Vaterlandes der römischen Mutterkirche erhalten blieb.

Unterdessen hatten aber auch die Protestanten Alles daran gesetzt, den Kurfürsten selbst für ihre Sache zu gewinnen. Anfangs erwies er sich wohl noch als Gegner derselben; doch bald nahm er ihnen gegenüber eine solche Stellung ein, die den Katholiken mindestens verdächtig schien. Bitter empfanden P. Eberhard und mit ihm alle Gutgesinnten das unkirchliche Benehmen des Kurfürsten. Ohne Vorwissen des Domkapitels hatte derselbe protestantische Prediger, unter ihnen auch den übel beleumdeten Buzer in das Erzstift aufgenommen. Der durchaus kirchlich gesinnte Stadtrath nahm ihm das übel auf. Solche Berufungen durften aber nicht geduldet werden, wenn die katholische Religion rein und unverfälscht bewahrt bleiben sollte. Man beschloß deßhalb ihm Vorstellungen darüber zu machen, und da man P. Eberhard als einen allzeit schlagfertigen Vorkämpfer gegen solche Neuerungen kannte, so wurde eine Commission eingesetzt, die im Namen des Stadtrathes, der Geistlichkeit und der Universität ihre Beschwerden vorbringen sollte. Als Haupt der Commission erwählte man unsern P. Eberhard: erstens wegen seiner treukirchlichen wie auch treu vaterländischen Gesinnung, dann aber auch wegen seiner Klugheit und mannbaren Festigkeit. Die Berufung des sauberen Martin Buzer erregte gewaltiges Aufsehen unter den Katholiken. P. Eberhard, wie bei allen Gelegenheiten voll und ganz ein Mann von Charakter, verfaßte nun im Namen seiner Wähler ein Gutachten gegen die Berufung Buzers, worin er denselben in den heftigsten Ausdrücken bekämpfte. Wie man sagt, sollen seine Bemerkungen in diesem Schreiben nicht besonders fein gewesen

sein, man darf aber nicht vergessen, daß er es lange genug mit guten Worten versucht hatte. Aber auch dem Kurfürsten selbst hielt er mit unerschrockenem Freimuth sein Gebrechen vor. In ernster Mahnung setzte er ihm auseinander, daß seit dem Auftreten der Glaubensneurer die Zucht und Ehrbarkeit mehr und mehr abgenommen und alles aus Rand und Band gegangen sei. Die Hauptschuld an der allgemeinen Sittenverderbnis trage der Erzbischof selbst; durch seine Sorglosigkeit und Pflichtversäumnis sei alles dies möglich geworden. Zuletzt wies er dann noch auf die Schwierigkeit hin, die sich der Erzbischof selbst bereite, wenn er nicht bald Abhilfe schaffe. Denn Amtsverlust und Excommunication sei für ihn unter den Umständen die unausbleibliche Folge.

Wie es scheint, machten diese Vorstellungen auf den Kurfürsten gar keinen Eindruck; im Gegentheil scheint man dem muthigen Kämpfer für die Rechte der Kirche gedroht zu haben. P. Eberhard jedoch ließ sich nicht einschüchtern; er hatte den Stadtrath, die Universität, die Geistlichkeit, ja die gesammte Bevölkerung hinter sich. Da seine Warnungen und Mahnungen unbeachtet blieben, da wandte er sich zuletzt, entrüstet über das Gebahren dieses pflichtvergessenen Mannes an den Kaiser Karl V. um die Absetzung des Kurfürsten zu bewirken. Schließlich brachte man es so weit, daß er im Jahre 1517 freiwillig resignirte, zu welchem Zweck er mit dem sel. P. Canisius an den Hof reiste. Zu seinem Nachfolger erhielt er einen für das hohe Amt eines Kirchen- und Reichsfürsten würdigen Mann Adolf Graf von Schaunburg, der angeichts der vielen Gefahren für das Volk vor allem darauf bedacht war eine tüchtige Geistlichkeit heranzuziehen, und das Land von den unter seinem Vorgänger eingedrungenen protestantischen Predigern wieder zu säubern. In diesen seinen Bestrebungen wurde er von P. Eberhard und dessen langjährigem Freund Dr. Gropper eifrig unterstützt. Kein Wunder, daß diese Männer von den Protestanten überall verleumdete wurden: als unbeugsame Vertreter der kirchlichen Rechte waren sie ihnen überall ein Dorn im Auge.

Erzbischof Adolf reiste im Jahre 1551 nach Trient, um an dem großen Kirchenconcil Theil zu nehmen. Da P. Eberhard überall als ein Theologe erster Größe glänzte, so nahm er denselben mit sich auf die Kirchenversammlung. Der Ruf desselben war ihm schon dahin vorausgeeilt; der Nuntius Morone hatte sich sogar in Rom höchst lobend über ihn ausgesprochen wegen der auf des Nuntius Geheiß herausgegebenen Schrift, in welcher P. Eberhard alle Punkte der Augsburger Confession klar und bündig widerlegte. In Trient war er mit mehreren der ersten Kirchenfürsten in nähere Beziehung getreten. Wie hoch die Väter des Concils den feingebildeten, geistreichen Ordensmann achteten, kann man schon daraus entnehmen, daß er zweimal vor ihnen predigte. Die Eindrücke die er dort hinterließ, waren so nachhaltig, daß ihm wiederholt hohe kirchliche Aemter angeboten wurden, die er jedoch beharrlich ausschlug. Als ihn aber der Kurfürst-Erzbischof zu seinem Generalvicar in Pontificalibus und zum Weihbischof verlangte, war der Papst Paul IV. nicht nur damit einverstanden, sondern schickte ihm auch den Titel eines Bischofs von Cyrene und zugleich den Befehl sich bald weihen zu lassen.

In Folge seiner über die menschlichen Kräfte gehenden Anstrengung starb er jedoch noch vor

der Consekration am 12. Januar 1557. Doch er hatte das Seinige redlich geleistet; noch kurz vor seinem Tode hatte er es dahin gebracht den letzten der katholischen Sache schädlichen Mann von der Universität zu verdrängen, nachdem er es wiederholt versucht hatte, ihn für die Kirche wieder zu gewinnen. Darum hat es aber auch an Anfeindungen nicht gefehlt und noch versuchen es einige Protestanten das Andenken dieses Mannes zu verunglimpfen. Dagegen spricht der bekannte Callidius Loos der von P. Eberhard Billig dieses Urtheil fällt: P. Eberhard sagt er, „war eine Zierde des Karmeliterordens, nicht bloß für Cöln, sondern für ganz Deutschland, ein kluger, humaner Mann, Allen ehrwürdig durch Wissenschaft, frommen Eifer, Sittlichkeit und Wiederkeit.“ Um die Cölner Erzbischofe hat er sich unsterbliche Verdienste erworben. So viel mir bekannt ist, hat man ihm noch kein Standbild gesetzt: aber das würde er auch gar nicht verlangen; er kann ja ein solches leicht entbehren. Doch wird man noch lange mit Stolz und Ehrfurcht seinen Namen nennen. Die Katholiken Cölns wissen, wem sie die Meinerhaltung ihres Glaubens zu verdanken haben und das Andenken des P. Eberhard ist bei ihnen ein gesegnetes geblieben und sein Namen wird fortleben im Herzen eines dankbaren Volkes.

Fürchte dich nicht, du hast den Kaiser mit im Schiffe! — sprach Julius Cäsar dem Schiffshauptmann zu, als derselbe bei einem heftigen Sturm sich des Lebens fürchtete. Dies gilt unendlich mehr von Christo.

Willst Du ohne Sorge leben
Laß die Kugel rollen,
Güter, die Dir Gott will geben,
Kommen, wie sie sollen.

Maria ist das Schiff der Gnade,
Sanct Joseph das Segel, der Knabe das
Steuer,
Die Auder sind dran die guten Seelen,
Die Rosenkranz beten mit heiligem Feuer.

Was für Reichthümer der Gnaden, was für Schätze der Barmherzigkeit, was für Ueberfluß an himmlischer Glorie verleiht Maria denen, die sie verehren und ihr dienen in der Andacht des Rosenkranzes!

Maria die den Sohn Gottes gebären soll, wird vom grüßenden Engel selbst genannt die Gnadenvolle, die, mit welcher der Herr ist, die Gesegnete unter den Weibern. Und sie, die hohe, reine Jungfrau, deren Wille Eins war mit dem göttlichen Willen, weiß nichts anderes auszusprechen als dieß: Siehe! ich bin die Magd des Herrn; mir geschehe, wie du gesagt hast.

Bu Maria Lichtmeß.

Menn wir ein Prachtgemälde oder eine wunderbar herrliche Gegend oder den Sonnenaufgang von einem hohen Berge aus oder irgend einen ausgezeichneten Gegenstand der Kunst oder Natur erblicken, werden wir von Erstaunen und Bewunderung so hingerissen und entzückt, daß uns die Sprache mangelt, die Worte fehlen, das, was wir fühlen, auszudrücken, daß wir von der Herrlichkeit und Größe gleichsam niedergebückt, sprachlos werden und verstummen!

So geht es dem, der mit dem Auge des Glaubens die Größe Mariens betrachtet! — Er verstummt! — Und dennoch sind wir verpflichtet zu dieser Betrachtung, weil wir Maria zu lieben verpflichtet sind und diese Liebe uns drängt, ihre Größe zu schauen, ihre Macht zu bewundern, ihre Herrlichkeit von Tag zu Tag mehr kennen zu lernen.

Wer die Größe Mariens schildern will, steht gleichsam auf dem Gipfel eines Berges, von dem er drei unergründliche, bodenlose, unermessliche Abgründe erblickt, die sich einander zuzurufen, wie David sagt: *Abyssus abyssum invocat*, ein Abgrund ruft dem andern zu: Groß ist Maria!

Den einen Abgrund bildet die Herrlichkeit, zu der Gott selbst die allerheiligste Jungfrau erhoben hat. Dies wird klar aus dem, was Gott aus Liebe zu ihr gethan. Er hob fünf der allgemeinsten Gesetze auf, er machte zu ihren Gunsten fünfmal eine Ausnahme von den unbedingtesten Gesetzen: 1) Maria blieb Jungfrau vor, in und nach ihrer Geburt des göttlichen Heilandes, da doch dies bei keinem menschlichen Geschöpfe der Fall ist. 2) Maria gebar ihren Sohn ohne Weh, ohne Schwachheit und Leiden, da es doch heißt: *In Schmerzen sollst du deine Kinder gebären*. 3) Maria lebte ohne jegliche Sünde, ja sogar ohne freiwillige

Unvollkommenheit, da doch geschrieben steht: *Jeder Mensch ist ein Sünder!* 4) Maria starb ohne Traurigkeit und Schrecken, ohne Angst und Kampf, da doch jede menschliche Natur vor dem Sterben sich entsetzt. 5) Mariens Leib entging der Fäulniß und der Verwesung im Grabe, da doch Gott selbst gesagt hat: *Du bist Staub und sollst wieder zu Staub und Asche werden!* — Sehet, solch allgemeine, unbedingte, solch ewige Gesetze hob der Herr auf wegen Maria, ist daher ihre Herrlichkeit nicht erhabener, als die aller Engel und himmlischen Geister? — *Zwei Dinge betrachte*, ruft begeistert der heil. Anselmus aus, und dann wundere dich nicht mehr, daß du Maria Alles, die Anbetung allein ausgenommen, schuldig bist, — *zwei Dinge betrachte*, und dann zweifle nicht mehr, daß, welche Huldigung du ihr auch darbringst, Alles nichts ist im Vergleiche zu ihrer Herrlichkeit, nämlich dies: Sie hat einen Gott geboren und ein Gott ist ihr unterthan!

Den zweiten Abgrund bildet die Herrlichkeit, zu der sich Maria selbst erhoben hat. Das Christenthum gleicht dem Adler, der seine Jungen mit seinen zwei mächtigen Flügeln zur Sonne emporträgt, so erhebt auch das Christenthum seine Anhänger auf zwei Schwingen zu Gott, zum Himmel empor; sie heißen: *Meide das Böse und thue das Gute*. — Und welches Geschöpf auf Erden hat vollendeter diese zwei Gesetze erfüllt, als die allerheiligste Jungfrau? — Nicht allein, daß das heil. Concilium von Trient da, wo es von der Erbsünde handelt, Maria ausdrücklich davon ausgenommen wissen will, auch der heil. Augustin kann es nicht einmal ertragen, daß man, wenn von einer Sünde die Rede ist, den Namen Maria nenne, und der heil. Alphonsus ruft aus: *Keine Makel der Sünde, o Maria, sie möge nun eine schwere, oder läßliche, oder die Erbsünde sein, hat je Deine Seele befecht!*

Die allerfeligste Jungfrau hat das Böse gemieden, aber auch das Gute gethan; denn ihr Herz, was ist es anderes, als der Inbegriff der herrlichsten Tugenden? — Willst du die Demuth, dann schaue hin, wie Maria tiefgebeugt vor dem Engel ihre Niedrigkeit bekennt mit den Worten: Siehe, ich bin eine Magd des Herrn! Willst du die Liebe, dann schaue hin, wie sie über das Gebirge eilt zu Elisabeth, oder wie sie bei der Hochzeit zu Kana spricht: Sie haben keinen Wein mehr! — Willst du die Dankbarkeit, dann höre den Jubelgesang ihrer dankbaren Seele: Hochpreise meine Seele den Herrn und mein Herz frohlocke in Gott seinem Heilande! — Willst du die Ergebung, dann schaue hin, wie sie unter dem Kreuze ihres Sohnes steht und nicht wanke mit gebrochenem aber gottergebenem Herzen! — Willst du die Liebe Gottes, dann blicke hin, wie sie den verlorenen Jesus mit unendlicher Sehnsucht suchet und nicht eher rastet und ruht, bis sie ihn wieder gefunden! — In diesem Herzen findest du alle Tugenden vereint in höchstem Maße, in der höchsten Vollkommenheit, so daß es der heil. Bernhard den Sitz, das Haus und den Thron aller Tugenden nennt, und hingerissen von dem Glanze, den diese Tugenden ausstrahlen, muß man mit dem heil. Johannes Damascenus ausrufen: Das Herz Mariens ist ein Abgrund von Herrlichkeit!

Den dritten Abgrund bildet die Herrlichkeit, zu der wir Maria erheben. Wir bilden den dritten Abgrund ihrer Herrlichkeit, denn dieser ist ein Abgrund der Barmherzigkeit, und gibt es denn eine Barmherzigkeit ohne Elend, ohne Noth, ohne Sünde? — Und sind denn nicht wir jene elenden Kinder Evas, seufzend und weinend in diesem Thale der Thränen? Begraben in Sünden, darum ist sie die Zuflucht aller Sünder, die uns aus diesem Grabe weckt; umgeben von Versuchungen, darum ist sie die Hilfe der Christen, die uns aus jeder Gefahr befreit; um-

rum ist sie die Mutter der Barmherzigkeit, die uns nicht verflößt! — Ja, ist unsre Nacht noch so dunkel, unser Fall noch so tief, unsere Sünde noch so groß, — größer noch ist ihre Liebe, ihre Huld und ihr Erbarmen, und schneller als ein Bund Flachs in einen Feuerofen geworfen, verbrennt, ist die Hand Mariens bereit, denen zu helfen, die sie anrufen und auf sie vertrauen. Darum sagt auch so schön der heil. Bernhard: O armer Sünder, du kannst nicht tief genug stürzen, denn immer ist die Hand der Muttergottes noch tiefer, um dich, wenn du willst, wieder emporzuheben und versöhnt mit Gott dich an ihr Herz zu drücken, denn ihre Barmherzigkeit ist ein Abgrund, den kein Verstand ergründen und keine Zunge beschreiben kann.

In diesem Titel athmet Alles Vertrauen, stärkt und belebt Alles unsere Hoffnung, Mutter der Barmherzigkeit und Mutter.

Maria hat den geborenen, der gekommen ist, nicht um den glimmenden Docht auszulöschen, nicht um das geknickte Rohr zu zerbrechen, sondern zu suchen, was verloren war, selig zu machen Alle! —

Maria hat den geborenen, der zu Magdalena gesagt: Dir sind deine Sünden vergeben; der zur Sünderin gesprochen: Gehe hin in Frieden und sündige nicht mehr; der dem Schwächer am Kreuze das Paradies verheißt!

Maria ist eine Mutter und zwar die heiligste Mutter und mit diesem ist Alles gesagt, was uns Trost und Muth, was uns Hoffnung und Vertrauen erwecken kann; eine Mutter, durch die bittersten Leiden geprüft, und also für alles Weh der Menschen so empfänglich; eine Mutter, die von Gott den Beruf, die Aufgabe, die Bestimmung empfangen hat, sich der Sünder zu erbarmen, und wird sie, die treueste Nachfolgerin Jesu Christi, dies Gebot nicht erfüllen, da sie selbst gesagt hat, Thuet Alles, was Er euch sagen wird? — eine Mutter des guten Hirten, des barmherzigen Samaritan, der ewigen Liebe selbst!

Wenn der allmächtige Gott der heiligsten Jungfrau während ihres Lebens Gnaden er-

wiesen hat, so zeigt dies zwar auch seine Huld und Liebe zu ihr; aber dennoch könnte man sagen, er habe dies gethan, angezogen durch ihre Frömmigkeit, bewogen durch den Glanz ihrer Tugenden; doch Gott, der sie schon von Ewigkeit in seinem Sinne gehabt, liebte sie schon, noch ehe er die Welt erschaffen, liebte sie schon, noch ehe sie geboren, noch ehe sie das Licht der Welt erblickte, und zeigte diese Liebe dadurch, daß er sie schützte und bewahrte vor der Erbsünde.

Berehret daher alle Tage eures Lebens diese Königin der Herrlichkeit und hoffet auf sie, die Mutter der Barmherzigkeit, mit einer Zuversicht, mit einem Vertrauen, das euch ewig nie täuschen wird; denn Himmel und Erde werden vergehen eher, sagt der selige Heinrich Suso, als Maria einen Sünder verläßt, der zu ihr seine Zuflucht nimmt! Höret eine Bestätigung dieser Wahrheit!

Vor einigen Jahren starb in einer deutschen Stadt ein hochbetagter Mann, der seine späteren Jahre in großer Frömmigkeit zubrachte und sein Leben mit einem seligen Tode beschloß. Die Eltern, die ihn und seine Schwester wahrhaft fromm und christlich auferzogen hatten, waren gestorben, und beide Geschwister lebten zusammen. Großes Vermögen und die Verführung der Welt hatten den Sohn bald vom rechten Wege abgelenket und er ergab sich jener Leidenschaft, welche die Menschen blind macht und ihm allmählich jedes edlere Gefühl und zuletzt den Glauben raubt. Die Thränen seiner frommen Schwester, die sich über sein Elend halb blind weinte, machten keinen Eindruck auf ihn; doch sie ließ sich nicht irre machen, alle Tage Morgens in aller Frühe eilte sie in die Kapelle, die unweit der Stadt auf einem Hügel stand, um dort vor dem Gnadenbilde Mariens ihren immer tiefer sinkenden Bruder zu empfehlen. So gingen fünfzehn Jahre, fünfzehn lange Jahre der Sünde vorüber, er blieb stets der Alte; aber in ihrem Innern rief es unaufhörlich: Es ist unmöglich, es kann nicht sein, nein, es ist unmöglich, Maria verläßt mich nicht! — Der Bruder, in Folge seiner Verschwendung

auch von zeitlicher Noth gedrängt, griff endlich zum letzten Mittel der Gottlosigkeit und entschloß sich, sich selbst das Leben zu nehmen. Am frühen Morgen ging er zur Brücke außer der Stadt; schon nahte er sich dem Geländer, schon hob er den einen Fuß hinüber, um sich in den Fluß zu stürzen, als er mit dem andern an Etwas stieß. Eine unwiderstehliche Macht zwang ihn, dasselbe aufzuheben. Er hob es auf, — er sah es an, — er betrachtete es genauer, es war — ein Rosenkranz! — Christen, glaubt ihr wohl, ihn habe ein blinder Zufall oder nicht vielmehr die Hand des Herrn, seine göttliche Vorsehung hingelegt auf die Fürbitte der Mutter jenes Gottes, der gesagt hat, daß ohne sein Wissen kein Haar von unserm Haupte und kein Sperling vom Dache falle? — Der Sünder aber betrachtete den Rosenkranz und wie ein Blitz durchzuckte die Gnade seine Seele; ganz andere Gedanken stiegen nun in seinem Innern auf, er dachte zurück an die Tage seiner Kindheit, wo er an der Seite seiner frommen Mutter so oft das Gnadenbild Mariens besuchte, an die ewig schöne Zeit seiner Jugend, wo er noch glaubte und betete; und zum erstenmale seit vielen, vielen Jahren betete er wieder und also betend und weinend kam er immer weiter weg von der Brücke und endlich bis hin zur Kapelle. Da eilte er hinein, kniete sich vor dem Bilde der Muttergottes nieder, und bitterlich weinend über seine Sünden, faßte er den festen Vorsatz, sein Leben zu bessern, was er auch bis zu seinem Tode hielt.

Doch nicht allein weinte er in der Kapelle; ohne daß er sie bemerkte, war seine Schwester zu ihrem täglichen Gebete da; und als die ihn sah und schnell seinen Schmerz erkannte, da stieß sie einen Schrei des Jubels und der Wonne aus; sie konnte nicht mehr knien, nicht mehr beten, laut klopfte ihr Herz, in Strömen floßen ihre Thränen. So ist es wahr, so bleibt es wahr durch alle Ewigkeit, rief sie entzückt und frohlockend aus, unerhört ist es, daß Maria den Menschen verläßt! Alle Thränen, die ich geweint, alle Seufzer, die mir der Schmerz ausgepreßt, alle Nächte, die ich schlaflos durchwacht, all die vielen bitteren,

kummervollen Stunden sollen zum Dank Dir werden, zum Lob, zum Preis, o Königin der Herrlichkeit, o Mutter der Barmherzigkeit! — O ihr lieben Eltern, die ihr im Grabe ruht, die ihr uns Beide so fromm erzogen, freuet euch, ja freuet euch, denn den Bruder, den die Sünde von mir getrennt, hat

das Erbarmen Mariens mir wieder zugeführt, verbunden sind wir nun wieder durch den Glauben an Gott und die Liebe zur Muttergottes! Ja, Bruder, weinend lege dein Haupt an diesem Herzen nieder, denn was dir die Sünde früher geraubt, hier findest du Alles wieder!

Eine Aschermittwoch - Betrachtung.

Memento, homo, quia pulvis es et in pulverem reverteris! „Gedenke, o Mensch, daß Du Staub bist und zum Staub zurückkehren wirst!“ Mit diesen Worten bezeichnet der Priester am Aschermittwoch unsere Stirn mit dem Kreuz von Asche. Die Mahnung an den Tod und die Vergänglichkeit alles Irdischen hat in der That ihren rechten Platz am Beginn der Fastenzeit. Memento, homo, quia pulvis es et in pulverem reverteris!

Einst trafen in einem Münchener Gasthof zwei Herren zusammen und verabredeten sich, andern Tags die Sehenswürdigkeiten der Stadt gemeinsam zu besichtigen. Der eine, ein Forstmann, war am nächsten Morgen früher aufgestanden und besuchte einstweilen allein den Kirchhof. Unter den Todten im Leichenhause erblickt er plötzlich seinen Gefährten vom gestrigen Abend. Derselbe war in der Nacht an der Cholera gestorben. „Der Menschensohn wird kommen zu einer Stunde, da ihr es nicht meint.“ (Lukas 12, 40).

Einst wollte ich einem Freunde das Innere des Lüneburger Rathhauses zeigen und begab mich daher zum Kastellan. Als ich bei demselben eintrat, stand er auf und ging zu einem Schrank, dort ließ er sich auf einen Stuhl nieder, und dann konnte ich kein Wort mehr aus ihm herausbringen. Unverrichteter Sache verließ ich das Zimmer und sagte den Leuten im Hause, der Kastellan schein mir angetrunken zu sein. Als ich Nachmittag zurückkam, hörte ich, er sei Morgens gestorben. Der Tod schien ihn ereilt zu haben, während ich bei ihm war. „Der Menschensohn wird kommen zu einer Stunde, da ihr es nicht meint.“

Ein Fährmann bei Trier fiel bei ganz niedrigem Wasserstande infolge einer Unachtsamkeit in die Mosel, gerieth unter die Fähre und ertrank. Seine Leiche ward später eine Meile abwärts am Ufer der Mosel gefunden. Eft hatte er dem Tode in's Gesicht geschaut; denn er hatte in der französischen Armee in Algier, unter Kaiser Max in Mexiko und für den hl. Vater gegen die Piemontesen gekämpft. Den Tod zu finden durch Ertrinken in einem Fluß, welchen im Sommer Kinder mitunter durchwaten können — das hätte er wohl am wenigsten erwartet; denn er war ein tüchtiger Schwimmer. Aber „der Menschensohn wird kommen zu einer Stunde, da ihr es nicht meint.“

Ich kannte einen jungen reichen Herrn; er hatte in hohem Grade die Schwindsucht, und so versuchte ich Alles, ihn zum Empfang der Sakramente und zur Vorbereitung auf den Tod zu bestimmen. Doch er verschob und verschob. Endlich hörte ich eines Morgens, er sei abgereist in den Sünden. Später erfuhr ich, er sei in Korsika ohne Empfang der Sakramente gestorben. „Der Menschensohn wird kommen zu einer Stunde, da ihr es nicht meint.“

Ich kannte einen alten Priester. Er war von Geburt ein Deutscher, hatte aber größtentheils in Amerika und England gelebt. In seinem Alter kam er nach Deutschland zurück und lebte vorübergehend in einem Emeritenhause. Als er eines Morgens zur Messe nicht erschien und das Publikum auf ihn wartete, ging man in sein Zimmer. Dort saß er todt im Lehnstuhl. „Der Menschensohn wird kommen zu einer Stunde, da ihr es nicht meint.“

Einst hörte ich von einer jungen Dame, die

auf einem Balle in der Nähe von Münster tanzte. Dem Herrn fiel es auf, daß sie so schwer gegen seinen Arm drückte; er führte sie auf ihren Platz; sie war eine Leiche, und der Herr hatte mit einer Leiche getanzt. „Der Menschensohn wird kommen, da ihr es nicht meint.“

In der Zeit der Katholikenverfolgung in England war ein angesehenes Lord von der katholischen Kirche abgefallen. Um aber nicht ewig verloren zu gehen und im Augenblick des Todes die Sakramente noch empfangen zu können, unterhielt er heimlich zwei katholische Priester: einen in seiner Wohnung zu London, den andern auf seinem Landsitz. Er starb auf der Reise zwischen London und diesem Landsitz, ohne den Empfang der Sakramente. „Der Menschensohn wird kommen zu einer Stunde, da ihr es nicht meint.“

Ich kannte einen jungen Burschen, welcher in einem Ordenshause diente. Eines Morgens fand man ihn halb angezogen neben dem Bett. Er war ohne Sakramente gestorben, obgleich mehr als vierzig Priester in jenem Ordenshause lebten. „Der Menschensohn wird kommen zu einer Stunde, da ihr es nicht meint.“

In einem Krankenhause hatte ich einem Greise ernstlich zugeredet, die Sakramente zu empfangen. Er wollte nicht, da er wohl glaubte, er habe noch lange zu leben. Von einem Ausgange zurückgekehrt, höre ich, daß er plötzlich gestorben. Noch kurz zuvor schien der Tod keineswegs nahe bevorzustehen; da plötzlich findet ihn der Krankenbruder beim Eintritt in das Zimmer im Tobekampfe. Man sucht nach mir, als dem Priester, aber ich war einige Minuten zuvor ausgegangen; man läuft mir nach, aber man findet mich nicht. Der Sterbende muß ohne Sakramente in die Ewigkeit wandern. „Der Menschensohn kommt zu einer Stunde, da ihr es nicht meint.“

Eine junge, vornehme Dame hatte sich zu einem Ball angezogen. Sie wirft ein Zündhölzchen auf den Boden, ohne zu merken, daß es noch brennt. Ihr Kleid fängt Feuer, und sie verbrennt. „Der Menschensohn wird kommen zu einer Zeit, da ihr es nicht meint.“

Im Jahre 1868 war die katholische Gemein-

de zu Frittlar in der Kirche versammelt. Als der Priester gerade die Präfation anstimmte, warf der Wind den Thurm der Kirche auf das Gewölbe. Es wurden 21 Personen erschlagen. „Der Menschensohn wird kommen zu einer Stunde, da ihr es nicht meint.“

Diesen kleinen Katalog von Fällen eines unerwarteten Todes könnte wohl mancher Leser aus den Erfahrungen seines eigenen Lebens leicht noch vermehren. Und dennoch gibt es Leute, welche Tage, Wochen, Monate, mitunter sogar Jahre hindurch mit Wissen und Willen im Stande der Todsünde verharren, statt sich durch eine gute Beicht von denselben zu befreien! Und das, obgleich sie überzeugt sind, daß der Tod den Menschen, welchen er im Stande der Sünde antrifft, unrettbar den ewigen Qualen der Hölle überliefert. Sie rechnen eben darauf, daß gerade sie noch Zeit finden werden, vor dem Tode Alles in Ordnung zu bringen. Um sich gegen Dürftigkeit im Alter zu schützen, treten sie vielleicht in eine Lebensversicherung; gegen Feuer und Hagelschlag versichern sie ihre Wohnungen und ihre Felder. Daß sie selbst aber ewig brennen, dagegen versichern sie sich nicht, damit spielen sie Hazard, obgleich eine statistische Wahrscheinlichkeitsrechnung vielleicht ergäbe, daß der Prozentsatz der Leute, welche plötzlich und ohne Zeit zur Bekehrung sterben, größer ist, als der Prozentsatz der Häuser, welche abbrennen; und obgleich eine gute Beicht allerdings einige Ueberwindung, aber keinen Pfennig Geld kostet, die Versicherung gegen Feuersgefahr und Aehnliches dagegen schwer bezahlt werden muß. Ist das vernünftig, ist das praktisch?

Noch unpraktischer dagegen machen es jene, welche nicht an eine ewige Vergeltung, überhaupt nicht an die Wahrheiten des Christenthums glauben, vielleicht nicht einmal an das Dasein Gottes; welche mithin gar nicht die Absicht haben, die schweren Sünden, in denen sie leben, durch Reue oder Beicht zu tilgen. Wer glaubt, aber seine Ausöhnung mit Gott bis zum Tode verschiebt, mag immerhin 9/10 Wahrscheinlichkeit haben, daß er vor dem Tode Zeit für dieselbe findet. Wer aber nicht glaubt und von der Religion nichts wissen will, für den

steht es objektiv ganz fest, daß er ewig verdammt wird, falls er seinen Sinn nicht ändert. Subjektiv aber, d. h. nach seiner eigenen vernünftigen Erwägung, muß er sich wenigstens sagen, daß die Wahrscheinlichkeit seiner ewigen Verdammniß zum Gegentheil sich nicht etwa verhält wie 1 : 6, sondern wie 1 : 1; das heißt, er muß sich sagen: es kann ebenso gut sein, daß mein Leben mich in die Qualen der ewigen Hölle stürzt, als daß dies nicht geschieht. Zunächst kann er nämlich nie eine Gewißheit erlangen, daß es keinen Gott und keine Hölle gibt; noch weniger, als wie man jemals gewiß werden kann, daß Madrid nicht in Spanien liegt. Ferner aber muß er sich sagen: wohl die Hälfte des Menschengeschlechts, nämlich alle gläubigen Christen, Juden, Mohammedaner und noch viele Andere, sind überzeugt vom Dasein Gottes und der Hölle. Sie könnten ebenso gut Recht haben, wie ich und meine Gefinnungs-genossen. Und wenn sie Recht hätten, dann wäre ich der ewigen Verdammniß ganz sicher, besonders nach dem Ausspruch Christi: „Wer nicht glaubt, wird verdammt werden (Mark. 16, 16).“

Diese Art Leute spielen also das allerunvernünftigste Hazardspiel.

Das sicherste Spiel, die beste praktische Ma-

thematik ist folgende: Man setzt sein ganzes irdisches Thun und Treiben ein, und nöthigenfalls das Leben selbst, für die Ewigkeit. Denn die Erdzeit verhält sich zur Dauer der Ewigkeit mathematisch wie: 1 : 00, d. h. wie 1 zu einer indefinit großen Zahl. Die Mühen einer Stunde hienieden werden vergolten durch ein dauerndes Glück im Jenseits; man befolgt wo möglich den Rath des Heilandes. Alles zu verlassen, um „den Schatz im Himmel“ zu erlangen, den Christus jenen verspricht, welche diesem seinem Rathe nachkommen. (Mark. 10, 21).

So machte es Pater Rossignoli, ein Jesuit aus den vorigen Jahrhunderten. Als er auf's Todesbett kam, war er auffallend heiter und freudig, so daß man fast Anstoß nahm an dieser seiner Stimmung. Man fragte ihn nach dem Grunde seiner Freude, und er entgegnete: „Ich habe mit dem lieben Gott folgenden Pakt geschlossen: hier auf Erden will ich nur für ihn schaffen und sorgen; jenseits des Grabes muß er dagegen sorgen für mich. Ich meinerseits habe meinen Theil des Vertrags erfüllt; und nun bin ich sicher, daß auch Gott seinen Theil nicht unerfüllt lassen wird.“

Das war eine praktische Befolgung der Parole des Aschermittwochs: Memento, homo, quia pulvis es et in pulverem reverteris!

Bei einem Ehepaar war einst die Noth und Armuth eingekehrt. Keiner wollte dem Manne Arbeit geben und Verdienst. Da wurde sein Gesicht von Tag zu Tag finsterner. Die fromme Frau hörte nicht auf, ihn zu trösten; er wies sie aber hinweg und sprach in dumpfer Verzweiflung: „Mir kann niemand helfen!“ Da saß eines Tages auch die Frau traurig auf ihrem Stuhl und regte sich nicht. „Was fehlt dir?“ fragte der Mann. „Mir hat geträumt“, antwortete sie weinend, „daß Gott gestorben sei. Nun glaube ich's auch. Es muß wirklich so sein. Wer soll uns nun helfen? Wir müssen verderben. Da ergrimmete der Mann und sprach: „Wie kannst du nur so etwas glauben? Gott kann ja nicht sterben.“ Da ward das Angesicht der Frau heiter und ihre Augen glänzten. Sie sprach: „Wenn

Gott nicht gestorben ist, noch sterben kann, so kann uns ja noch geholfen werden; denn er spricht: „Rufe mich an in der Noth, so will ich dich erretten!“ Ja, Mann, der alte Gott lebt noch!“ Da fiel es wie Schuppen von des Mannes Augen, und in seinem Herzen wurde es ganz stille.

Es heißt ein altes Sprüchwort: Wer auf der See nicht glauben lernt, der lernt es nimmermehr. Und wer in den Stürmen und Kämpfen des Lebens nicht glauben lernt, der lernt es gewiß nicht.

In Verein herniederzogen
Könige aus Morgenland,
Wohlfgeführt von einem Sterne,
Des Licht überströmend brannt'.

In z w e i e n W e l t e n .

In Ende des Sturm- und Drangjahres 1848, im Jahre des Communistischen Manifestes, stand der damalige Landpfarrer von Hopsten, der spätere große Bischof Emmanuel von Ketteler, auf der Kanzel zu Mainz, um in seinen beiden ersten Predigten über „die großen socialen Fragen der Gegenwart“, an der Hand des Fürsten und Meisters unter den Lehrern der Scholastik, gegenüber den socialen Wirrnissen der Zeit, die christkatholischen Grundsätze des großen Aquinaten, des hl. Thomas, über den Eigenthumsbegriff festzustellen. Es waren Predigten von unsäglichem Werthe, von bleibendem Verdienste, weil der Redner, hoch über den Meinungen und Strömungen des Tages stehend, die große sociale Frage der Zeit nach ewigen, unabänderlichen Grundsätzen beurtheilt.

„Nicht aus irgend einer national-ökonomischen Theorie“ (Man vergleiche die Eigenthumstheorien in Dr. C. Gerle „Grundeigenthum und Bauerschaft.“ Berlin 1896. Erster Theil, Seite 77), „nicht aus einem philosophischen Systeme heraus, nein, aus dem Naturrechte, der Lex aeterna, wird hier das Eigenthum begründet. Und an der Hand seines großen mittelalterlichen Lehrers leitet der Redner aus dieser Begründung die Rechte und Pflichten des Eigenthums ab. Das ist das Unglück unserer Zeit, daß sie kein Recht außerhalb des vom Staate geschaffenen und keine Pflichten, als die vom Staate auferlegten, anerkennen will. Ist das Eigenthum nur ein Produkt der staatlichen Gesetzgebung, dann können die Socialisten, wenn sie einmal die Macht haben, das Eigenthum abschaffen, wie der Staat dasselbe eingeführt hat. Dieser großen Irrlehre gegenüber, die den Staat zum alleinigen Schöpfer jedes Rechtes macht, betont Ketteler, daß in der Anerkennung oder Nichtanerkennung eines Naturrechts der fundamentalste Gegensatz zwischen einer

gläubigen oder ungläubigen Rechtsphilosophie liege.“ So sprach der gewiegte katholische Socialpolitiker, der schweizerische Nationalrath Decur'ius, auf der Katholiken-Versammlung zu Mainz im Jahre 1892. Wir hörten ihn.

Durch seine zwei großen Reden über das Eigenthum stellte Emmanuel von Ketteler dem communistischen Manifeste von Marx und Engels, welches als die Magna Charta bezeichnet werden kann und zu dem das Marx'sche „Capital“ („Die hl. Schrift des Socialismus!“) nur einen riesigen Commentar bildet, ein Programm christlicher Socialpolitik gegenüber, das heute noch unübertroffen dasteht und zu dem die spätere Ketteler'sche Schrift, „Die Arbeiterfrage und das Christenthum“ den Commentar abgibt. Weit über Deutschlands Grenzen hinaus wird der Mainzer Bischof als Schöpfer einer christlichen Socialpolitik verehrt. Er ist der Vorgänger der Encyklika „Rerum novarum“, wie der hl. Vater, Papst Leo XIII., es in einer Audienz offen bekannt hat.

Eigenthum und Arbeit, Besitz und Erwerb, wie verhalten sie sich zu einander, wie sollen sie sich zu einander verhalten: damit stehen wir, sagt Prof. Dr. Hitze, „Capital und Arbeit und die Reorganisation der Gesellschaft“ im Mittelpunkt der socialen Frage. Eigenthum und Arbeit constituiren die Gesellschaft, eine Verschiebung dieser beiden Faktoren muß auch eine Störung im Organismus der Gesellschaft hervorrufen, und das nennen wir eben „Die Frage der Gesellschaft.“

Zur Zeit stehen sich nun zwei extreme Anschauungen resp. Tendenzen kampfbereit gegenüber; die liberalistische (Manchesterthum) und die socialdemokratische (Proudhon, Marx, Lassalle). Die eine betont das Recht des Eigenthums, das in der heute herrschenden Form „Capital“ ist, die andere das Recht auf Arbeit. Die eine wirft sich zum unbedingten Lobretter der heutigen Eigenthumsform auf, leugnet überhaupt die Existenz einer socialen

Frage. Der anderen erscheint unsere heutige capitalistische Gesellschaftsordnung als die verkörperte, absolute Ungerechtigkeit, die um jeden Preis gestürzt werden muß. „Eigenthum ist Diebstahl“, (Proudhon), „Eigenthum ist Fremdthum“, (Lassalle), sagen die Bannerträger. **Eigenthum ist Diebstahl!** ein schrecklicher Ausspruch! Wäre er doch bloß eine Lüge, aber leider enthält er, neben einer großen Lüge, zugleich eine furchtbare Wahrheit. Mit Spott und Hohn, sagt Bischof Ketteler, wird dieser Ausspruch nicht mehr befeitigt. Wir müssen die Wahrheit an ihm vernichten, damit er wieder ganz zur Lüge wird. So lange er noch ein Theilchen Wahrheit an sich hat, vermag er die Ordnung der Welt über den Haufen zu stürzen.

Da kommt nun die Kirche, die Stellvertreterin Gottes auf Erden, und will mit ihrem conservativen, christlichen Grundsatz: „Eigenthum ist Lehensgut“ durch Abschöpfung des einen Princips durch das andere Versöhnung und Ausgleichung zwischen jenen beiden einseitigen, unwarhen Anschauungen bringen. Doch was sehen wir? Vater (Liberalismus) und Sohn (Socialismus), die sich bis aufs Messer bekämpfen, verschmähen das ausöhnende Wort der liebenden Mutter und stoßen sie von sich. Gilt da doch, was Papst Leo XIII. nach dem bekannnten Vergleich des hl. Augustin in der Encyklika „Humanum Genus“, „der großen That eines großen Papstes“, von der Stadt Gottes und der Stadt des Satans sagte. Seit seinem Ursprunge lebt nämlich das menschliche Geschlecht in zwei große Lager gespalten. Die Kinder der Welt wider die Kinder Gottes.

Heute zeigt sich dieser Gegensatz tiefer und drohender als je zuvor. In unserer modernen Gesellschaft leben gleichsam zwei Gesellschaften, in Allem entgegengesetzt und in diesem Gegensatz unveröhnlich: Die Gesellschaft Christi und die Gesellschaft der Revolution. Christus, der Weltelöser sagte „Ego sum via, veritas et vita.“ Der „Weg, die Wahrheit und das Leben“ ist in der Kirche zu finden. Aber die Wahrheit, die wenigstens nach dem Ausspruche Tertullians

„Veritas unum gestit, ne ignorata damnetur“ das Eine fordern kann, daß man sie als eine Unbekannte nicht verurtheilen soll, sie wird von der Habgier des Interesses und der Ungebild des Stolzes mit Haß und Krieg erwidert, begeistert, verhöhnt, verspottet, und an's Kreuz genagelt. Man will die „Erlösung“ nicht, und so eilt die verblendete Welt auf ihrer unheilbaren Bahn einer verhängnißverkündenden **Auflösung** entgegen.

Gott hat nach den Worten der hl. Schrift die „Völker heilbar“ erschaffen. Noch kann das drohende Unheil verhütet werden, wenn alle insgesammt, vor aller. Staat und Kirche, der Stimme der obersten Wächter auf der Warte der Wahrheit, auf dem Stuhle Petri, Folge leisten und „Hand anlegen und zwar ohne allen Verzug“, um die in der Magna Charta der christlichen Socialreform, der Encyklika „Rerum Novarum“ niedergelegten Grundsätze der christlichen Eigenthumslehre in die Praxis überzusetzen.

Gottlob, es regt sich überall auf dem christlichen Erdboden. Unter den vielen Versuchen der Vorarbeiten zur Regenerirung der menschlichen Gesellschaft sei nur die für das Jahr 1892—93 von der theologischen Facultät der Universität München gestellte Preisaufgabe erwähnt:

„Die Lehre des hl. Thomas von Aquin über das Eigenthum soll mit den diesbezüglichen Anschauungen des modernen Socialismus verglichen werden.“

Von den eingereichten Lösungsversuchen wurden zwei mit dem Preis bedacht, die dann später in der Herder'schen Verlagshandlung erschienen.

Walter. „Das Eigenthum“. Freiburg im Breisgau. 1895.

Schaub. „Die Eigenthumslehre.“ Freiburg i. Breisgau 1898. (82).

Beide Herrn, die eine Unmasse von Literatur ins Feld führen, sind bayerische Priester. Die Schaub'sche Schrift ist voluminöser (46 Seiten), als die erstere. Die Walter'sche Schrift ist uns seit Jahren ein vade mecum

geworden. Beide Schriften, insbesondere aber das Schaub'sche Buch würden passende Handbücher sein für unsere Seminarien, wenn den Theologen der Eigenthumsbegriff erklärt wird. Die Inhaltsübersicht der Schaub'schen Schrift zeigt auf den ersten Blick, mit welchem großem Aufwand von Wissen und Mühe das Werk verfaßt ist.

Es wäre zu wünschen, daß die katholische Gelehrtenwelt in dem Studium der allgemeinen kirchlichen Lehre des im Leben so bescheidenen und demüthigen Ordensmanns, des großen Aquinaten, des doctor angelicus, sich die geistige Waffen holen würde, um die sociale Frage der Zeit lösen zu helfen. Als eine glückliche Vorbedeutung kann man es betrachten, daß der erste katholische Socialpolitiker Deutschlands, (Bischof Ketteler) bei Thomas in die Schule ging. Und nur zu bekannt ist es, daß der sociale Papst Leo XIII., der schon durch das herrliche Rundschreiben "Aeterni Patris" vom 4. August 1879 für die Thomistischen Studien eintrat, in der Encyclika "Rerum Novarum" vom 15. Mai '91 unter ausdrücklicher Bezugnahme auf die Doctrin des hl. Thomas die kirchliche Eigenthumslehre dargestellt hat.

Die beiderseitigen Lehren über das Eigenthum (die thomistische oder christkatholische und die socialistische oder atheistisch-materialistische) haften nicht an der Oberfläche, sondern bilden das Postulat einer ganz neuen Weltanschauung. Wir werden Metaphysik treiben müssen, wo und während wir politische Oekonomie treiben", bekennet schon der Vater der Internationale R. Marx. Es ist eine gewaltige Kluft in den menschlichen Lebensanschauungen, so daß sich die Menschen nicht mehr verstehen. Nur der Gegensatz der Grundirrhümer beruht auf der entgegengesetzten Beantwortung der ersten und letzten Frage des Daseins der Welt und der Menschen. Es sind Grundirrhümer in Bezug auf den Ausgangspunkt und das Endziel des Lebens. Paradies, Sündenfall und Erlösung, wie verschieden in beiden Anschauungen. Man vergleiche den vierten und fünften Vortrag des P. Felix, S. J., „Der Socialismus und die Gesell-

schaft" (Mainz 1879.) sowie Cathrein, „Der Socialismus."

Die Lehre des Aquinaten ist die naturrechtliche Lehre des Stagiriten, des größten Denkers des heidnischen Alterthums, Aristoteles (im 2. Buche seiner „Politik") sozusagen in christlicher Beleuchtung. Die teleologische Weltanschauung ist die Grundlage der Philosophie und Theologie des hl. Thomas, dabei kommt die christliche Weltanschauung, insbesondere das christliche Gebot der Nächstenliebe, zur vollen Geltung.

In den socialen Wirrsalen der Gegenwart, schreibt Walter, in dem Kampfe des christlichen und materialistischen Princips, wie er die Gegenwart erschüttert, ist die Lehre des hl. Thomas von so fundamentaler Bedeutung, weil Vernunft und Offenbarung, Philosophie und Theologie in meisterhafter Weise in seinem Lehrgebäude verknüpft sind. In diesem Arsenal liegen die Waffen bereit, die den Feind der gesellschaftlichen Ordnung niederstrecken, den Schwankenden und Zweifelnden aber schirmen sollen.

Wer die socialen Verhältnisse unserer Zeit und unseres amerikanischen Landes mit den socialen Mißständen des absterbenden alten Rom vergleicht, der findet große Aehnlichkeiten. Gleiche Ursachen, gleiche Wirkungen. Das Römerreich beruhte in seiner äußeren Politik und in seinen innern Institutionen ausschließlich auf dem Rechte des Stärkern, auf Selbstsucht und Egoismus. Selbstsucht, Habsucht, Gemüthsucht, das sind die Symptome unserer kranken Zeit. Ist noch Gesundheit zu erwarten? Freilich, denn der liebe Gott lebt noch. Zur Heilung der Gesellschaft und zur Heiligung der Menschheit ist die Kenntniß der thomistischen Lehre von großem Nutzen. Vom hl. Thomas bezeugt selbst der berühmte Interpret des römischen Rechts, Rudolf von Ihering, ein gewiß unverdächtigere Zeuge, in seinem Werke „Der Zweck im Recht", daß dieser große Geist (Thomas) das realistisch-praktische und gesellschaftliche Moment des Sittlichen ebenso wie das Historische bereits vollkommen richtig erkannt hat."

Die materialistische Weltanschauung, schreibt

der Protestant Otto Fleischmann „Wider die Socialdemokratie“ (Eine herrliche Schrift!) hat der christlichen den Krieg bis aufs Messer erklärt, es dreht sich um die mächtigste Revolution des Weltgeistes gegen den Gottesgeist. Da gilt es für alle, die zum Christenthum halten, fest zusammen zu rücken, die bewährten Waffen zu ergreifen, schützende Dämme aufzuwerfen gegen die tobenden Fluthen, alle Kräfte zum Entscheidungskampfe zu sammeln, die Schlafenden zu wecken, die Schwankenden zu stärken, selbst der Schlafhaube begreiflich zu machen, um was es sich handelt.

Gälte der Kampf nur gegen das widerwärtige Geldproletariat, um das Raubnest der „vernünftigen Selbstsucht [!]“ zu zerstören, so wüßten wir, was zu thun. Wir haben keine Sympathie für den unchristlichen Wucherer und den ausbeutenden Geldsack. Aber es handelt sich um mehr; es gilt, die bedrohte Burg schlichten Glaubens und frommer Sitte zu schirmen, gegen welche der Socialismus mit wohlberechneter Taktik seinen Angriff gerichtet hat.

Man redet von drohendem Unglück, schreibt Woker „Christenthum und Socialdemokratie“, das wie ein nahendes Gewitter am Himmel der menschlichen Gesellschaft heraufzieht. Man redet von einem Umsturz derselben durch die socialistischen Parteien unserer Zeit. (Diese Partei ist zwar in Amerika noch in den Kinderschuhen, aber man bedenke die rasche Entwicklung unseres Landes

auf allen Gebieten!) Solchen Ereignissen kann man nur mit Angst entgegensetzen. Denn was die zerstörenden Mächte der Natur, was Meereswogen und Feuergarben uns schaden können, das erreicht nicht im entferntesten das Glend, den Schrecken, die Dual, wenn Haß, Wuth, Rache, Zorn die Herrschaft haben.

„Jedoch der schrecklichste der Schrecken
Das ist das Volk in seinem Wahn.“

Und immer mehr häuft sich der Zündstoff für das Feuer dieser Leidenschaften in den Massen.

Vor Jahren schrieb Papst Leo XIII. an den Erzbischof Paulus von Köln: „Die schreckliche und gefährliche Pest des Socialismus wird niemals bezwungen und gehemmt werden können, wenn nicht in den Gemüthern der Verführten die obersten Grundsätze des Rechts und Guten wieder lebendig gemacht werden.“

Gerechtigkeit allein thut's nicht. Helfen muß die christliche Liebe. Wenn wirklich das drohende Unglück hereinbricht, wenn die Katastrophe erfolgt, wenn die Sündfluth, des Unglücks sich über die Menschheit ergießt, dann wird die Taube der Liebe es sein, welche den ersten Delzweig einer neuen Zeit bringt, dann wird es die christliche Liebe sein, welche das zerstörte Haus der menschlichen Gesellschaft wieder aufbaut.

Gerechtigkeit mit Liebe gepaart — das ist der christliche Eigenthumsbegriff.
Vermillion, Minn.

Dr. G. H. Braun.

Alexander d. G. schätzte eine einzige Thräne seiner Mutter Olympia so hoch, daß er um solcher Thränen willen diejenigen begnadigte, welche ihr Leben verwirkt hatten. Obschon nun Antipater viel beim Könige galt, so ward er doch, als er mit vielen Klagschriften vor den König kam und die Bestrafung der Uebelthäter verlangte, von Alexander abgewiesen, weil des Königs Mutter mit Thränen um deren Begnadigung geseht hatte. Alexander rief ihm zu: „Du scheinst nicht zu wissen, Antipater, daß eine einzige Thräne meiner

Mutter schwerer wiegt, als ganze Stöße von Inlageschriften!“ Und der König der Könige sollte sich nicht erweichen lassen und dem Sünder nicht verzeihen, für welchen seine hochheilige Mutter fürbittet und ihre Thränen aufopfert!

Maria, die gute Hirtin, schützt uns. Es ist das Werk Mariä, uns zu behüten und unter ihrer Hut laufen wir nicht Gefahr zu fallen. Maria beschützt uns vor dem Feinde und in der Todesnoth. O wie sicher sind wir geborgen!

Der Lohn der guten That.

Eine Weihnachtsgeschichte von A. Steinbach.

Es war ein trüber, rauher Nachmittag am Vorabend des hochheiligen Weihnachtsfestes. Bis zum Mittag hatte es heftig geschneit; jetzt bedeckten noch graue Wolken den Himmel, und ein scharfer Nordwind strich durch die Straßen der Stadt. Dem armen Knaben, der sich eilig durch die Menge seinen Weg bahnte drang er bis auf die Haut; seine Kleidung war dünn und dürrig und gewährte ihm so keinen hinreichenden Schutz gegen die schneidende Kälte. Er suchte sich deshalb durch raschere Bewegung einigermaßen zu erwärmen. — Trotzdem aber konnte er sich nicht enthalten, sehnsüchtige Blicke nach all den Herrlichkeiten zu werfen, die hinter den hohen Schaufenstern zu beiden Seiten der Straße ausgestellt waren und darauf harrten, die Weihnachtstische glücklicher Menschen zu schmücken. Der Anblick der schönen Sachen stimmte sein Herz recht traurig; denn sie erinnerten ihn lebhaft an die glücklichen Stunden, die er seither alljährlich unter dem strahlenden Christbäumchen im Kreise seiner guten Eltern und seiner beiden Schwesterchen verlebt hatte. Heute sollte er mit seinen Lieben zu Hause zum ersten Male auf die Weihnachtsfreude verzichten. Er freilich hätte diesen Verzicht für seine Person gerne ertragen; aber daß seine Schwesterchen die gewohnte Beschaeerung entbehren mußten und die Mutter in der letzten Zeit so traurig gewesen war, das that ihm wehe. Am meisten aber schmerzte es ihn, daß er bei seinen 14 Jahren noch nichts thun konnte, um die große Noth von den Seinigen abzuwenden.

Und wie war die kleine Familie in diese bedrängten Umstände gerathen? Der Vater war vor 6 Monaten gestorben. Seine langwierige Krankheit hatte alle Ersparnisse aufgezehrt. Nach seinem Tode hatte sich die Mutter über ihre Kräfte angestrengt, um sich mit den Kindern recht und schlecht durchs Leben zu schlagen. Jetzt fing auch sie an zu kränkeln und sah

bange der Zukunft entgegen. Heute hatte sie ihrem Sohne mit Thränen in den Augen eine feine Handarbeit, welche sie für ein Weißwaarengeschäft angefertigt hatte, zur Ablieferung übergeben. Den Ertrag dafür trug er jetzt nach Hause. Derselbe reichte wohl eben aus, um für die nächste Woche die dringendsten Bedürfnisse zu bestreiten; was aber alsdann werden sollte, wenn sich nicht bis dahin für Heinrich — so hieß der Knabe — eine Gelegenheit fand, etwas zu verdienen, das wagte er sich nicht vorzustellen.

In trübem Sinnen ging Heinrich weiter. Sein Weg führte ihn am Bahnhofe vorbei. Eben war der Schnellzug von Hannover eingelaufen. In der aus dem Stationsgebäude hervorströmenden Menge fiel ihm ein vornehm gekleideter Mann auf, der wie suchend seine Blicke über die da stehenden Equipagen schweifen ließ und dann die Straße hinauf schaute.

Heinrich glaubte, der Herr sei fremd in der Stadt und wisse sich nicht zurecht zu finden. Er trat daher auf ihn zu und bot bescheiden seine Dienste an. Der Fremde aber beachtete den Knaben gar nicht und schritt ohne Antwort an ihm vorüber. Er hatte ihn offenbar für einen jener zudringlichen Straßenbuben gehalten, welche in den größeren Städten die Bahnhöfe zu belagern pflegen und die Reisenden belästigen. Das schmerzte den guten Heinrich; denn er hatte nicht aus Gewinnsucht, sondern aus reiner Dienstwilligkeit, wozu er von seiner frommen Mutter stets angehalten worden war, also gehandelt.

Noch war der Fremde nicht weit gekommen, da sah Heinrich, wie der Fremde mit seinem Schnupstuche einen dunkelfarbigen Gegenstand aus der Tasche zog, der geräuschlos in den Schnee fiel, ohne daß jener es merkte. Heinrich eilte schnell hinzu und hob ihn auf. Es war ein lebernes Täschchen, in welchem sich Visitenkarten befanden. Der Knabe hielt es für eine Geldtasche und beeilte sich, es seinem

Eigenthümer zurückzugeben. Jetzt erst warf dieser einen prüfenden Blick auf denselben. Das offene freundliche Gesicht desselben gefiel ihm. Er nahm das Etui und sagte lächelnd: „Nun, den Verlust hätte ich leicht verschmerzt. Aber du scheinst ein ehrlicher Junge zu sein. Da nimm dies!“

Damit reichte er ihm ein Geldstück hin. Heinrich trat jedoch erröthend zurück und sagte:

„Ich bitte um Verzeihung, Herr, das darf ich nicht annehmen.“

„Warum nicht?“ fragte der Herr verwundert.

„Meine liebe Mutter würde mir sehr zürnen, wenn ich das thäte,“ antwortete Heinrich.

„So? sitzt ihr denn so in der Wollé, daß du eine Belohnung verschmäht? Man sollte meinen, ihr könntet es wohl gebrauchen.“ Dabei ließ er seine Blicke über die abgetragene Kleidung des Knaben gleiten.

„Ach nein, wir sind recht arm und unglücklich,“ erwiderte Heinrich leise; „aber meine Mutter sagt, wenn man für eine That sich bezahlen lasse, welche die Pflicht gebietet und keine Mühe kostet, so sei das schlimmer als betteln.“

„Das mag unter Umständen richtig sein,“ bemerkte der Herr. „Aber hast du denn noch niemals gebettelt?“

„Lieber hungern!“ sagte Heinrich bestimmt.

„Sehr schön gedacht!“ nickte der Herr, dessen Theilnahme für den Knaben sichtlich wuchs. „Wenn ich dir aber Gelegenheit gäbe, eine Mark ehrlich zu verdienen, würdest du dich dann auch noch weigern?“

„O nein, mein Herr, ich würde Ihnen sehr dankbar dafür sein.“

„Gut, dann trage mir diese Reisetasche. Mein Wagen ist ausgeblieben und ich habe mich vergebens nach einem Dienstmann umgesehen. Komm!“

Heinrich nahm die Tasche und schritt neben dem Herrn her. — Unterwegs erkundigte sich dieser nach seinem Namen, seiner Wohnung und seinen Verhältnissen. Der Knabe erzählte sein Vater, der eine Stelle als Buchhalter bekleidet habe, sei vor einem halben Jahre ge-

storben. Seine Mutter lebe seitdem in großen Nahrungsforgen. Zwar suche sie durch Handarbeit etwas zu verdienen; allein dieses reiche nicht aus, um sich mit ihren drei Kindern zu ernähren. Schon habe sie ihre Schmucksachen verkaufen müssen, und sie sähen jetzt einer trüben Zeit entgegen. Er selbst habe seit seinem neunten Jahre eine höhere Schule besucht, aber seine Studien nach dem Tode des Vaters einstellen müssen. Seinen Lieblingsplan, die Kaufmannschaft zu erlernen, habe er ebenfalls aufgegeben, und sein einziges Streben sei darauf gerichtet, eine Stelle anzunehmen, die es ihm möglich mache, etwas zu verdienen, damit er seiner armen Mutter die Last und Sorge vermindern könne. Allein auch hierin seien alle seine Bemühungen ohne Erfolg gewesen.

„Da wird doch wohl Rath zu finden sein,“ sagte der Herr gütig. „Wenn einer etwas Rechtes gelernt hat und dabei fleißig und brav ist, so findet er immer seinen Platz. Wer weiß, vielleicht bescheert dir das Christkindchen über Nacht eine Stelle,“ setzte er lächelnd hinzu. „Doch da sind wir am Ziele. Diesmal wirst du hoffentlich meine Gabe nicht zurückweisen.“

Sie befanden sich vor der Thür eines großen Hauses. Der so freundliche Herr gab dem überraschten Knaben zwei Markstücke, erhielt seine Tasche zurück und zog die Schelle. Heinrich nahm das Geld mit herzlichem Danke an, grüßte höflich und wandte sich dann zum Fortgehen.

Nun hatte er ja genug, um ein bescheidenes Christbaumchen und einige Kleinigkeiten für die beiden Schwesterchen und die Mutter zu kaufen. Dieser Gedanke stimmte ihn froher.

Da — er war kaum fünf Schritte gegangen — sah er, wie ein kleines Mädchen, welches quer über den Straßendam kam und eine Medizinflasche in der Hand trug, in einem glattgefahrenen Wagengeleise ausglitt und zu Boden stürzte. Dabei zerbrach die Flasche, so daß deren Inhalt sich in den Schnee ergoß. Heinrich eilte zu dem Kinde und hob es mitleidig auf, indem er sagte: „Hast du dir wehe gethan, armes Mädchen?“

„Ach nein,“ schätzte dieses. „Aber, o mein Gott, die Flasche ist entzwei! Nun kann

meine gute, franke Mutter nicht wieder gesund werden.“

„Ü, so schlimm ist die Sache nicht,“ suchte Heinrich das Kind zu trösten; „der Apotheker wird dir neue Arznei bereiten.“

„Nein, nein, das thut er nicht,“ jammerte das Kind; „er schalt vorhin schon, weil einige Pfennige an dem Gelde für die Medizin fehlten. Und das war das letzte, was wir besaßen.“

„So arm seid ihr? fragte Heinrich bedauernd. Er schaute in das bekümmerte Gesicht des Mädchens und dann auf die zwei Silberstücke, welche er noch in der Hand hielt.

„Was kostet die Arznei?“ fragte er darauf weiter.

„Eine Mark,“ war die Antwort.

„Ein Christbäumchen kostet fünfzig Pfennig; da bleiben für Geschenke auch noch fünfzig Pfennig übrig. Das ist freilich herzlich wenig für drei Personen.“ So überlegte er einen Augenblick bei sich. Wieder sah er auf sein Geld und auf das weinende Mädchen.

„Hier hast du eine Mark,“ sprach er entschlossen. „Komm, ich werde dich begleiten, daß du nicht wieder fällst.“

Damit faßte er das Kind bei der Hand und ging mit ihm zur gegenüberliegenden Apotheke. Dort wartete er vor der Thür, während das Mädchen eintrat, um die andere Arznei zu holen.

Den ganzen Vorgang hatte der vornehme Herr verwundert und mit Mühsung beobachtet. Auch in ihm war ein Entschluß zur Reise gekommen, den er sofort zur Ausführung brachte, als ein Diener an der Thür erschien, um ihn einzulassen.

„Du siehst den Knaben dort an der Apotheke,“ sprach er zu demselben. „Folge ihm zu seiner Wohnung und erkundige dich bei dem Hausherrn nach den Verhältnissen der Familie.“

„Sehr wohl, Herr Kommerzienrath,“ antwortete der Bediente.

Während der Herr in das Haus ging, machte der Diener sich schnell bereit seinen Auftrag auszuführen.

Unterdessen war das Mädchen mit der frischek Medizin wieder bei Heinrich angelangt.

Er begleitete sie noch zu der Wohnung ihrer Mutter und eilte dann ungefümt nach Hause. Seine Mutter empfing ihn etwas ungehalten wegen seines langen Ausbleibens, war aber besänftigt, als er ihr den Grund davon erzählte.

„Nicht wahr, Mütterchen, du zürnst doch nicht, weil ich die Mark verschenkt habe?“ fragte er schmeichelnd, indem er ihr die andere Mark nebst dem Ertrage der abgelieferten Handarbeit überreichte.

Die Mutter schloß ihn in die Arme und sprach gerührt: „Wie sollte ich dir zürnen, mein lieber Heinrich? Ich würde es dir vielmehr verdacht haben, wenn du anders gehandelt hättest. Auch der Unbemittelte ist verpflichtet, den Aermern in der Noth zu helfen, so viel er kann, und der Heiland hat uns gelehrt, daß dem hummlichen Vater das Scherflein des Armen wohlgefälliger ist als die kostbaren Geschenke der Reichen.“

Heinrich bat die Mutter nun, für seine Mark ein Tannenbäumchen und einige Kleinigkeiten für die Kinder kaufen zu dürfen.

„Das ist schon gar nicht mehr nöthig,“ sagte die Mutter. „Da, sieh!“

Sie öffnete die Thür zum Wohnzimmer, und Heinrich sah auf dem Tische ein allerliebsteß Weihnachtsbäumchen mit Kerzen und Goldflitter. Auch ein Paar kleine Puppen und etwas Backwerk zeigte sie ihm. Heinrich sah die Mutter mit freudiger Ueberraschung fragend an.

„Da siehst du, daß das Christkind uns nicht vergessen hat,“ sagte die Mutter. So eben brachte uns Fräulein Werner, die Tochter unseres Hausherrn, das Bäumchen und die Sachen darauf. Sie habe, erzählte sie, vor einer Viertelstunde in dem Geschäfte nebenan ihre Weihnachtseinkäufe gemacht. Da sei ihr plötzlich der Gedanke gekommen, auch unsern Kindern eine kleine Freude zu bereiten, und sie habe diese Sachen noch zu den ihrigen gekauft. Ich bin überzeugt, daß Gott ihr diesen Gedanken eingegeben hat, um deine gute That zu belohnen und unser Vertrauen auf ihn zu stärken. Doch nun komm, damit die Kinder, welche welche augenblicklich bei der Nachbarin sind,

bei ihrer Heimkehr einer Weihnachtsüberraschung theilhaftig werden.

Welcher Jubel, als die Familie um den leuchtenden Christbaum geschaart war und mit Thränen im Auge das fromme „Stille Nacht, heilige Nacht“ sang.

Aber horch, da klopfte es schon wieder an die Thüre. Die Mutter öffnete und herein trat der Diener des edelmüthigen Kommerzienrathes. Neue Ueberraschung und neuer

Dank. Die Mutter erhielt ein Couvert mit zehn neuen goldigen 20 Markstücken und ein Briefchen an Heinrich theilte ihm mit, daß er am nächsten Morgen um 9 Uhr früh in seinem Bureau vorsprechen möchte, um eine ständige Anstellung im Comptoir zu erhalten.

Heinrich entsprach allen in ihn gesetzten Erwartungen, wurde ein braver katholischer Mann und in späteren Jahren ein Theilhaber des Geschäftes und der Freund und Vertraute seines väterlichen Wohlthäters.

Mißhandlungen des P. Stenz in Schantung.

Der Telegraph berichtete schon über die neuen Verfolgungen, denen die Stehler Missionare P. Stenz und Priester Sia in China ausgesetzt gewesen sind. In der soeben eingehenden Nr. 1 der Deutsch-Asiatischen Warte, Amtlicher Anzeiger des Kiautschou-Gebietes, welche von Tjintau, 21. November datirt ist, wird darüber eingehend berichtet, der Name des Priesters Sia aber nicht erwähnt. Wir lassen den Bericht der „Deutsch-Asiat. Warte“ hier wörtlich folgen:

„Schweren Mißhandlungen durch Eingeborene ist der seit dem Ueberfall von Tschantjatschuar-Dorf (1. u. 2. November 1897) oft genannte Pater Stenz abermals zum Opfer gefallen. Der Schauplatz der neuen Unthaten, die nicht mit dem vorigen Ueberfall in Zusammenhang zu bringen sind, sondern auf Machenschaften des Mandarins und der Gelehrten des Bezirkes Gitschau zurückgeführt werden, ist der kleine nur etwa 300 Li von hier entfernte und in dem genannten Bezirk gelegene Ort Tjetou. Der Mandarin und die Gelehrten waren es auch, durch deren Schuld vor 10 Jahren im selben Gebiete die ersten Christen starben und durch deren Schuld früher einmal die Herren Pater Bartels und Pater Gebhardt flüchten mußten. Pater Stenz befindet sich gegenwärtig zu seiner Pflege im hiesigen katholischen Missionshause. Ueber die ihm neuerdings widerfahrenen Mißhandlungen, die eine um so energichere Sühne verlangen, je mehr sich derartige Ausschreitungen häufen, haben wir aus seinem Munde folgendes erfahren:

Am 1. November begab sich Pater Stenz zu Schiffe von Tjintau nach dem Bezirk Gitschau, wo das Christenthum schon seit vielen Jahren in einer größeren Gemeinde (Tuscheng) besteht. Pater Stenz besuchte am 4. November zum ersten Male diese Station und reiste am 7. nach dem Norden ab, um einige neue Gemeinden zu besuchen. Am 8. langte er in Tjetou an, einem kleinen Dorfe in der Nähe des großen Marktplatzes gleichen Namens. Es war Markt und viel Volk vereinigt. Da Pater Stenz gehört hatte, daß etliche Tage vorher ein zu der amerikanischen Mission gehöriger Katechist in der Umgebung von Tjetou durch Schläge mißhandelt worden war, hatte er von dem Mandarin vier Soldaten zur Begleitung verlangt. Der Mandarin hatte die vier Soldaten geschickt und ließ vier Polizisten ohne Wissen des Pater Stenz vorausgehen. Pater Stenz hörte in dem Dorfe von den Christen, daß sie viel Gegner hätten und daß man die christliche Religion nicht in dieser Gegend dulden wolle. Man habe ihnen schon oft gedroht. Pater Stenz ermahnte die Leute zur Geduld und lud die Dorfbewohner und Gelehrten der nächsten Umgebung zu sich, um ihnen die Grundzüge der katholischen Religion zu erklären und sie zu bitten, stets mit den Anhängern und Vertretern dieser Religion in Frieden zu leben. Es kam nicht ein einziger, was dem Pater sehr auffiel. Er rief daher einen Diener des Mandarins zu sich, der sich damit entschuldigte, „er habe keine Zeit.“ Ein zweites Mal verlangte Pater Stenz ent-

schieden, daß er zu ihm komme. Er kam dann und äußerte sich auf Befragen, es sei in der ganzen Gegend Ruhe. Am anderen Morgen (9. November) wollte Pater Stenz früh wieder nach Tuschung: Das Gepäck war schon in Ordnung gebracht, als plötzlich Kinder unter dem Rufe herbeieilten, alle Berge seien mit Menschen besetzt. Pater Stenz ging vor's Dorf und sah wirklich die Berge dicht voll Menschen. Schnell ließ er die Soldaten mit dem Mandarinsbiener kommen und den Leuten entgegengehen, sie um ihr Begehren zu fragen. Man verlangte Auslieferung der Christen, Pater Stenz sollte nach Tsintau zurückkehren. Die Christen gingen den Leuten entgegen, um sich mit ihnen auszusprechen, wurden aber sofort gebunden, und dann, nachdem Pater Stenz so jeden Schutzes entblößt war, kam die Horde mit Schreien und Schießen ins Dorf. An Flucht war kein Gedanke. Der Pater verbarg sich in einer kleinen Hütte, doch war er kaum dort angekommen, als eine Rotte von etwa 30 Mann heranstürzte. Ohne ihn ein Wort reden zu lassen, packten die Verfolger ihn am Barte und Zopfe, zerrten ihn zur Erde, zerrissen ihm sämtliche Kleider und arbeiteten mit Messern, Lanzen und Stöcken auf ihn ein. Man warf ihn von einer Ecke in die andere und fesselte ihn zum Schluß. Den Bart hatte man dem armen Opfer stückweise ausgerissen. Pater Stenz blutete am ganzen Leibe, zwei Schläge auf den Kopf ließen ihn auf eine Weile ohnmächtig werden. Endlich trat Ruhe ein. Man fragte den Schwermißhandekten, woher er komme und was für ein Landsmann er sei. Antwort: er komme aus Tsintau und sei ein Deutscher. Eine Tracht Prügel folgte. Weßhalb er hierher komme, das Land zu rauben? usw. Am Bart und Strick wurde Pater Stenz sodann hinausgeführt. Etwa 50 Mann bildeten am Ende des Dorfes mit langen Lanzenstöcken Spalier und ließen den Pater Spießruthen laufen. Vor dem Dorfe wurden Vorbereitungen zum Aufhängen getroffen, es kam jedoch ein Bote (woher, weiß Pater Stenz nicht anzugeben), durch dessen Eingreifen das Schlimmste verhindert wurde. Nach dem Spießruthenlaufen wurde dem Gefangenen

eine Schlinge um die Füße geworfen und zwar so unvermuthet, daß er vornüber auf die Brust fiel. Man wegte die Messer auf seinem Leibe, als ob man Anstalten treffen wollte, ihm die Haut abzuziehen. Es kam jedoch nicht dazu; denn plötzlich wurden die Fesseln zerschnitten, und befreit von ihnen taumelte der Gequälte besinnungslos umher. Einer weiteren Schmach, die man ihm anzuthun gedachte (man wollte ihm zu den anderen Kleidungsstücken auch die Hose nehmen) entging er nur dadurch, daß er kniefällig „khotou“ bat und ein alter Chinese Fürsprache für ihn einlegte. Gleichwohl, die schrecklichen Leiden waren noch nicht zu Ende. Man hezte den Pater anderthalb Stunden über Stock und Stein durch Flüsse in eine alte Pagode am mittleren Abhange eines Berges. Vor der Pagode mußte er etwa zwei Stunden in der größten Hitze an einer Säule stehen. Alles Bitten um Wasser, um ein Hemd war umsonst; man hatte für den Ärmsten nur Schimys und Spott.

Gegen 4 Uhr wurde er in den Tempel geführt, auf den harten Boden gelegt und von Neuem gebunden. Dort lag er auch die ganze Nacht. Am Morgen des 10. erhielt Pater Stenz seines heftigen Fiebers wegen ein altes Hemd und Schuhe und wurde sodann auf einen Berg geführt, wohl eine Stunde lang aufwärts, bis er ohnmächtig zusammenbrach. Nachdem er zu sich gekommen war, wurden ihm die Hände noch fester auf den Rücken gebunden. Danach knüpften seine Peiniger einen langen Strick an die Fesseln, warfen ihn über einen Balken und zogen langsam an. Man wollte den Pater an den Armen aufhängen und ihm die Arme verrenken. Da erschien ein Abgesandter des Mandarins mit einem Anführer der Bande und schnitt den Pater los. Er wurde den Berg wieder hinuntergeführt und in die Pagode geworfen, woselbst er bis zum 11. Nachmittags zwischen 2 und 3 Uhr gefangen lag. Dann endlich wurde er befreit. Es wurde ihm ein vom Mandarin nachher abgestempeltes Schriftstück vorgelegt, durch das er sich unterschriftlich verpflichten mußte, nie wieder in den Bezirk zu kommen. Pater Stenz leistete die Unterschrift, hatte

aber trotz aller erlittenen Qualen die Geistesgegenwart, hinter seinen Namen das Wort „Gezwungen“ zu schreiben. Er wurde darauf aufmerksam gemacht, daß er nicht mehr als seinen Namen schreiben solle, worauf er entgegnete, daß sein Name lang sei. In der Nacht ließ der Mandarin ihn 7 Stunden weit nach der Stadt tragen. Dort wohnte Vater Stenz bis zum 17. November. Am Morgen des 17. November wurde er vom Mandarin zum Hafenplatz Sechedjuschuo geleitet, von

wo er durch Güte der hiesigen Firma Schwarzkopf u. Co. auf deren Dampfer hierher nach Tsintau gebracht wurde.“

Von Maßregeln zur Sühne der Mißhandlungen deutscher Missionare, welche das deutsche Gouvernement in Kiautschou ergriffen hat, meldet die „Deutschasiatische Warte“ auffälliger Weise noch gar nichts; hoffentlich wird man vom Reichsmarineamt oder vom Auswärtigen Amt des deutschen Reiches bald Mittheilungen darüber erhalten.

Der Graf Chateaubriand machte nach seiner Bekehrung — er war lange Zeit ein gläubensloser Freigeist — eine Wallfahrt nach Jerusalem, um seinen Erlöser als wahren Gott da anzubeten, wo er ihn erlöst hatte. Während er aber als Freigeist die religiösen Gebräuche der christlichen Religion nicht genug verhöhnen konnte, weiß er als Christ nicht rühmend genug zu erzählen, wie bei einem Sturme auf dem adriatischen Meere der Schiffshauptmann in seiner Kajüte vor einem Muttergottesbilde ein Licht anzündete und dann die lauretanische Litanei den Matrosen vorbetete, die mitten im Sturme, einige mit entblößten Häuptern aufrecht stehend, andere auf den Kanonen knieend, dem Hauptmann erwiderten: „Ora pro nobis, bitte für uns!“ Niemals in meinem Leben, schreibt er, habe ich so andächtig diese Litanei gebetet, als hier auf dem Meere in schrecklichem Gewittersturm, und ganz besonderes die Begrüßung: „Virgo fidelis, du getreue Jungfrau, bitte für uns!“ Seeleute können Freigeister werden so gut wie andere, die sich von Unglauben und Sittenlosigkeit verführen lassen. Aber in der Gefahr wird der Mensch plötzlich fromm, und unter dem Schrecken eines Seesturms gibt ihm die Fackel der Weltweisheit lange nicht die Beruhigung, wie das brennende Lichtlein vor dem Bilde der Gottesmutter. Wie rührend war daher für mich der fromme Glaube des Schiffshauptmanns und seiner Matrosen, welche die Rettung im Sturme dem Schutze und der Fürbitte der „getreuen Jungfrau“ zuschrieben! Und wirklich, bald ließ der Sturm nach und wir be-

kamen eine ruhige Nacht. Maria hatte sich uns in der That als Hilfe der Christen, als Meeresstern erwiesen.

Steh auf dein vergangenes Leben! Hast du sie vergessen, die zahllosen Fehltritte? Rufe zurück auf deine Stirne die Schamröthe der Niederlage! Sie war die Morgenröthe eines neuen Siegestages, der Regenbogen, das Zeichen, daß in die Finsterniß deiner Selbstverblendung die Sonne der Gnade, das Licht der Selbsterkenntniß geschienen! Seitdem du den Rosenkranz betest, bist du nicht mehr derselbe, schwache Mensch. Nein, mit Gottes Gnade hast du überwunden, bist aufgestanden, deine Schritte sind feste Schritte. Du bist nicht mehr ein Rohr, ein wetterwendisches Fährlein, sondern du stehst!

Der Rosenkranz ist das schöne Schiff, das vom Himmel herabzukommen scheint. Der Steuermann ist eine Königin, die Königin des Rosenkranzes. Die Passagiere des Schiffes sind die Mitglieder der Rosenkranzbruderschaft. Tretet in die Rosenkranz-Bruderschaft! „Der Schätze ist kein Ende.“ — Was sind die Schätze des Kröfus gegen die Schätze dieses Kaufmanns-Schiffes! O wie glücklich sind doch die Mitglieder der an Gnadenschätzen des Himmels so reichen Rosenkranzbruderschaft! Danken wir nur immer unserer lieb-reichen Königin, die uns alle diese Segnungen von ihrem göttlichen Sohne erfleht hat; denn keine Gnade kommt von Gott außer durch Maria!

E r s c h e n e n .

„Und nun sollst Du sehen, Mutter, daß ich bald dahin komme, dem Geschäfte einen neuen Gehilfen für's Bureau geben zu müssen.“ Mit diesen Worten schloß der junge Kaufmann eine feurige Auseinandersetzung über das Glück der letzten geschäftlichen Unternehmungen und über die weitgehenden Geschäftspläne der Zukunft. Frau Wildburg lehnte sich in ihren Sessel zurück, und ließ die Hände, die an einer Häfelarbeit thätig gewesen waren, langsam in den Schooß sinken; mit mildem Ernste schaute sie auf ihren Sohn, der eben aufstand, um die Zeitung des Tages zu nehmen, aus der er das Interessanteste allabendlich der Mutter vorzulesen pflegte. „Hermann“, sagte sie, „ich freue mich wirklich über Deinen Fleiß und Deine Geschäftsforsorgfalt, ich sehe, daß der Geist Deines seligen Vaters in Dir fortlebt. Wenn ich noch denke, unter welch schwierigen Verhältnissen er sein Haus gründete, wie er mit Eifer und eiserner Ausdauer unter den größten Entbehrungen und Mühen sich emporbrachte und seinen, gottlob nie erschütterten Credit gründete, so wird mir das Herz schwer; jetzt, wo er die Früchte seiner Bemühungen und Sorgen in Ruhe und besseren Tagen hätte genießen können, nahm der Tod ihn fort.“ Das Auge der Frau schimmerte in feuchtem Glanz. „Ach, Mutter,“ erwiderte Hermann, „wir wollen uns mit dem trösten, was er uns hinterlassen hat, einen geehrten Namen, und wir halten um so treuer zusammen.“ „Den geehrten Namen Deines Vaters sehe ich auf seinen Sohn übergehen, aber“ — hier stockte Frau Wildburg. „Nun aber?“ fragte Hermann und schaute verwundert in das Auge seiner Mutter, in welchem er eine stille Sorge zu bemerken glaubte, aber Mutter, was meinst Du?“ „Höre, Hermann, suche nicht nur den Namen, suche auch den Geist Deines Vaters, aber ganz und voll in Dir zu erhalten. Du siehst mich verwundert an, vielleicht erscheint mein Ernst Dir fremd, und doch möchte ich Dir etwas ans Herz legen, was ich nicht länger zurückhalten darf. Lege

nur die Zeitung hin, wir können morgen die Weltneuigkeiten lesen!“

Hermann wußte sich den fast feierlichen Ernst seiner Mutter nicht zu erklären. „Sprich Mutter, was hast Du?“ sagte er zutraulich. „Du hast mir eben Deine Geschäfts-Unternehmungen, Deine Art und Weise den geschäftlichen Verkehr zu betreiben, Deine Ausichten und Erfolge vorgetragen, gerade so machte es Dein seliger Vater, aber, Hermann, ich habe nicht ohne Sorge — laß es mich sagen — nicht ohne Sorge einen Unterschied gefunden zwischen Deinem Vater und Dir, ich will ihn Dir kurz nennen: Dein Vater leitete das Geschäft, aber das Geschäft leitet Dich. Du merkst, was ich sagen will; wohl lobe ich Deinen Fleiß und Deine Umsicht, aber Hermann, Dein Herz droht zu versinken in einem Strudel und Wirbel von Gedanken, die sich nur drehen um Gewinn und Erwerb.“ „Mutter!“ rief Hermann. „Glaube mir, mein Sohn, ich sehe genau, ein Mutterauge sieht sehr scharf, es ist ein Unterschied zwischen meinem Hermann von früher und jetzt.“ „Aber was thue ich denn, Mutter, muß ich nicht Alles anbieten, um unser Haus zu halten, zu heben, zu fördern?“ „Gewiß, Hermann, aber die Lust am Erwerbe hat schon eine bedenkliche Seite angenommen, täusche Dich nicht, mein Sohn, sie streift schon an die Leidenschaft. Du sagtest mir, daß Du in diesen Tagen die ausstehenden Posten unnachlässig eintreiben würdest, um Deine Pläne zur Ausdehnung des Geschäftes auszuführen. Hermann, es hat eine Zeit für uns gegeben, wo die Nachsicht der Gläubiger unsere Rettung war; trotz Fleiß und Sparsamkeit hätte damals die betrübte Lage Deines Vaters den Augen des Publikums nicht verborgen bleiben können. Herr Stolz hatte damals Nachsicht, verlängerte den Credit und schwieg. Sein Schweigen ließ uns Zeit, neue Hilfsquellen zu suchen. Ach ja, ein zur un rechten Zeit gesprochenes Wort ist gleichsam eine Sturmglöcke, welche alle Gläubiger in solche Unruhe und Furcht versetzt, daß sie

von allen Seiten mit ihren Forderungen herbeieilen, um bei der Plünderung nicht zu spät zu kommen. Und wie viele rechtschaffene Kaufleute wurden dadurch so gebrängt, daß sie wider ihren Willen falliren mußten, was nicht geschehen wäre, wenn man sie nicht so sehr gebrängt hätte, so daß sie ihren Credit hätten erhalten können.

„Aber es müssen doch die Rechnungen einmal in Ordnung kommen!“ wagte Hermann einzutenden.

„Wenn man seine ganze Zeit den Handelsgeschäften widmet, so ist es sehr schwierig, diejenige Rechnung in Ordnung zu halten, welche man Gott wegen des wichtigsten Geschäftes abzulegen hat; täusche Dich nicht, Hermann, die Leidenschaft des Erwerbes läßt nicht leicht zu höherem Nachdenken kommen, aber darfst Du den Credit Deiner Nebenmenschen aufs Spiel setzen, bloß — nicht um den Deinigen zu erhalten — sondern um einen größeren Erwerb zu erzielen?“

„Aber ich habe niemals die Absicht gehabt, Jemanden zu schaden.“

„Das wäre auch schon sehr traurig, Hermann, aber die Gewinnsucht nimmt das Mitleid, ohne daß man seinen Verlust merkt; man macht von seinem Rechte Gebrauch, man nimmt sein Eigenthum, hält sich für bieder und redlich und dennoch — täuscht man sich. Und wenn diese Pläne gelingen, hast Du Dein Glück dann nicht erkaufte mit den schwersten Sorgen Anderer? Und wenn sie nicht gelingen, hast Du dann nicht völlig unnütz die Wohlfahrt Anderer gemindert, wenn nicht zerstört?“

„O, meine Pläne müssen gelingen,“ warf jetzt der junge Kaufmann ein, „mein letztes Unternehmen war noch viel verwickelter, ich habe es durchgeführt, — man muß auch an sich selbst glauben?“

„Man muß aber auch die guten Grundsätze nicht umstürzen. Auch Dein Vater hat an sich selbst geglaubt, wie Du Dich ausdrückst, aber er hat zuerst auf Gott vertraut. Du spürst günstigen Wind und spannst alle Segel auf, fahre nicht so schnell, dein Anprall wäre um so heftiger: entsage der Täuschung, als ob der günstige Erfolg von Dir käme — er kommt

von oben, Hermann! Also bitte ich Dich, täusche Dich auch hierin nicht. Du hast die ganze Woche die heilige Messe nicht besucht — —“

„Ich war überhäuft von Correspondenzen,“ erwiderte Hermann schnell.

„Dein Vater hat im größten Drange der Geschäfte Tag für Tag auf seinem bekannten Platze in der Kirche gestanden; und, Hermann, dort hat er den Ruf und die Bedeutung des Hauses Wildburg gegründet. Gewiß, ohne Fleiß kein Gottes Segen, aber täusche Dich nicht, ohne Segen von oben ist aller Fleiß nur ein protestirter Wechsel, oder wenn Du willst, eine Forderung an eine Fallitmasse.“

Der Ton in der Stimme der Mutter hatte gegen Schluß der Worte eine innige Wärme angenommen, jetzt schwieg sie. Hermann schaute zu Boden. Eine tiefe Stille herrschte im Zimmer; das langsame Ticken der schönen Marmoruhr, das letzte Geschenk des seligen Wildburg zum Namenstage seiner Frau, klang durch's Zimmer, als ob es auf eine Entscheidung drängen wollte. Hermann hob sein Auge; es fiel auf die große Photographie des verstorbenen Vaters; es war ihm, als ob der milde und doch so kraftvolle Blick ihm das Herz durchdränge. Trat in diesem Augenblicke sein guter Engel ihm nahe? Ihm war es, als ob das Bild ihm zurief: Was nützt es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewinne, aber Schaden leidet an seiner Seele. Hermann stand auf, reichte seine Hand der Mutter hin und sagte mit bewegter Stimme: „Mutter, ich danke Dir.“ Aber Frau Wildburg that, als ob sie die dargebotene Rechte des Sohnes nicht bemerkte. Noch eine Frage, Hermann: „Ich weiß, die Kaufleute unserer Branche wollen sich vereinigen, um durch so eine Art künstlichen Monopols die Preise ungebührlich in die Höhe zu treiben, die Gewinnsucht bemäntelt dies ja auch mit dem schönen Namen: „Gewerbestreik“. Bist Du ihnen beigetreten, Hermann?“

„Ja und nein,“ erwiderte Hermann, „meine Beitritts-Erklärung liegt noch auf dem Pulte, die nächste Post sollte sie befördern.“

„Was wirst Du thun?“ fragte Frau Wilburg.

„Den Brief zerreißen,“ antwortete Hermann fest, „und morgen stehe ich in der Kirche am Plage des Vaters.“

Frau Wilburg ergriff die Hand ihres Sohnes. „Nun habe ich meinen guten Herrn wieder!“ sprach sie gerührt.

„Es waren Täuschungen, Mutter,“ sagte der Kaufmann, „sie sind vorüber.“

Die Bauern unter der Herrschaft der Geistlichkeit und der Klöster im Mittelalter.

Immer und immer wieder liest man in altkatholischen Zeitungen, Zeitschriften und Büchern jene Märchen, wie die Bauern im Mittelalter durch die Geistlichkeit geknechtet worden seien.

Wie sehr diese Behauptung auf Unwahrheit und Schwindel beruht, sollen uns im Folgenden nicht etwa katholische, sondern protestantische und liberale Autoren beweisen.

Da sei denn zunächst angeführt der Rechtshistoriker Georg Ludwig v. Maurer, bis zu seinem Tode Staatsrath in München. In seiner „Geschichte der Frohnhöfe und des Hofes Verfassung in Deutschland“ (Band 3, 277) sagt dieser Gelehrte: „Die geistlichen Grundherrschaften zeichneten sich sehr vortheilhaft vor den weltlichen Herrschaften aus. . . . Daher war es auch unter dem Krummstabe gut wohnen.“ Mit diesem Urtheile Maurer's stimmen alle wirlichen Kenner des Mittelalters überein. So sagt W. Roscher („System der Volkswirtschaft“ 2, Seite 338, § 105, 7. Auflage): „Das Sprüchwort „Unter dem Krummstab ist gut wohnen,“ ist allerdings Wahrheit.“ Der selbst von Lasalle gerühmte Rechtshistoriker Germanist Prof. W. Arnold schreibt: „Die bischöfliche Herrschaft war ungleich milder, als die der weltlichen Herren, so daß es stets als eine Befreiung begrüßt wurde, wenn die Gerichtsbarkeit in einer Stadt durch kaiserliche Privilegien vom Grafen auf den Bischof überging. Unter dem Krummstabe war von jeher gut wohnen. Die Bischöfe waren keine Herren, die auf Unterdrückung ausgingen, sondern Väter der Stadt, die auf jede Weise für deren Emporkommen sorgten.“ („Das Aufkommen des Handwerkerstandes.“

1861, Seite 16.) Ueber die Klöster speziell sagt Arnold: „Ehe es Städte gab, sind die Klöster die ausschließlichen Träger der Kultur gewesen. In dem Innern Deutschlands ist die Christianisirung allein von ihnen ausgegangen, und man darf wohl sagen, daß die Nation Alles, was sie geworden, den Klöstern wesentlich mit verdankt: nicht allein die geistige Ausbildung, sondern auch die materielle Entwicklung wurde erst durch sie hervorgerufen.“ („Verfassungsgeschichte der deutschen Freistädte.“ 2, 164.) „Im Allgemeinen trat die höchste Blüthe der Gewerbe im 14. Jahrhundert ein, und eine solche Blüthe ist zu keiner Zeit wieder erreicht, am wenigsten in der Gegenwart mit ihren Maschinen und Fabriken.“ (Ebb. 2, 214.)

S. Eugenheim, ein Jude, sagt trotz seines fanatischen, vorurtheilsvollen Hasses gegen die Kirche und Geistlichkeit in seiner preisgekrönten „Geschichte der Aufhebung der Leibeigenschaft und Hörigkeit in Europa,“ 1861, Seite 90: „In Frankreich fand die Umwandlung der Leibeigenen in Erbpächter am frühesten da statt, wo die Lage der Unfreien während des Mittelalters überhaupt die günstigste war, in den geistlichen Territorien.“ — Seite 108: „Ganz besonders wurde während der Kreuzzüge in Gallien der Kirche häufiger noch als anderwärts die Gelegenheit geboten, ihre rühmlichen Bemühungen zur Milderung des Looses der ländlichen Bevölkerung mit Erfolg eintreten zu lassen. Die Geistlichkeit hat die Bauern im Ganzen nicht nur humaner behandelt, als es von den weltlichen Grundherren geschah, ist letzteren nicht allein mit löblichem Beispiel vorangegangen, in der Einführung

und Zulassung wichtiger Verbesserungen in der Lage der eigenen Hörigen und Hinterlassen, sondern sie hat ihren mächtigen Einfluß auf die großen und kleinen Gewalthaber auch nicht selten dazu benutzt, die Fesseln jener Bedauernswerthen zu lösen oder doch mindestens erheblich zu lockern. Die im Mittelalter häufig vorkommenden unentgeltlichen, besonders testamentarischen Freilassungen einzelner Leibeigenen, wie auch die mitunter leztwillig verfüigten massenhaften Emanzipationen von solchen durch weltliche Fürsten und Große zur Förderung des Seelenheils dieser Letzteren (pro remedio anima meae) sind fast immer das Werk frommer und darum auch humaner Beichtväter oder sonstiger Priester gewesen. Diese benutzten nämlich die Momente der Zerknirschung und sanfteren Regungen bei mächtigen und reichen Sündern, also zumal ihre Bußfertigkeit auf dem Sterbebette nicht nur zur Bereicherung der Kirche (?) allein, sondern öfters auch zur Milderung des Looses klagenswerther Mitmenschen, indem sie jenen dergleichen Freilassungen als besonders verdienstliche und sühnende Handlungen schilberten . . . deshalb sind die Freilassungen, zur Bezeichnung ihrer Urheber, auch gewöhnlich in den Gotteshäusern und in deren Gegenwart vorgenommen und die Freigelassenen zu ihrer größeren Sicherheit auch bisweilen unter den speziellen Schutz der Kirche gestellt worden. Die Herbeiführung solch' glücklicher milderer Stimmungen der Mächtigen zu Gunsten der unterdrückten und leidenden Menschheit, auch außerhalb der letzten Stunden, ist nun den Geistlichen mittels der Kreuzzüge erheblich erleichtert worden. Die weite Fahrt und der schwere Kampf, zu welchem sie auszogen, war für die größten wie die kleinsten Machthaber mit so außerordentlichen Gefahren verbunden, daß Alle kaum weniger tief als auf dem Sterbebette das Bedürfniß empfanden, des Himmels besondere Gnade und speziellen Schutz zu erwerben. . . . In solchen Momenten der Zerknirschung und des gesteigerten Gefühles der Abhängigkeit von einer höheren Macht war nun würdigen Priestern die günstige Gelegenheit geboten, zur Erleichterung

der Lage der leibeigenen Bauern, behufs Abschaffung oder Milderung gar mancher drückenden grundherlichen Gerechtsame ihren Einfluß geltend zu machen. Und ihre diesfalligen Bemühungen sind um so häufiger von Erfolg gekrönt worden, da noch sehr wichtige anderweitige Momente ihnen hierin gar belangreiche Unterstützung gewährten." — (Eugenheim, Seite 108 ff.)

„Schon im zwölften Jahrhundert war in England das Loos der Leibeigenen und Hörigen ungleich besser, als man gemeinhin glaubt. Die königlichen Gerichtshöfe schützten diese gegen Mißhandlungen und Uebergriffe der Herren und ihrer Beamten.“

„In England hatte sich schon früh auf dem Wege einzelner Freilassungen eine nicht unbedeutende Menge von Leibeigenen zur Freiheit emporgeschwungen, da in England jene sowohl leichter und billiger, als auch vollständiger zu erlangen waren, wie auf dem Kontinente, und zumal in Frankreich. Es war dies allem Anschein nach der britischen Geistlichkeit zu danken, die von jeher und während des ganzen Mittelalters mit besonderem, mit noch größerem Eifer, als die meisten ihrer festländischen Amtsbrüder zur Lösung der Bande jener Unglücklichen zu fördern suchte, alle dahin zielenden Handlungen als die gottgefälligen pries, darum z. B. nicht nur die Besitzer derselben zu ihrer Gratis-Entlassung oder um billigen Preis, sondern auch wohlhabende Dritte bewog, diesen für sie zu zahlen.“

„Größeren Antheil als in allen übrigen Staaten unseres Welttheiles hatte die christliche Kirche in Scandinavien an der Milde- rung und endlichen Beseitigung der Knechtschaft. Der schon von dem ersten christlichen Monarchen des Nordens, von Knud dem Heiligen, gefaßte Entschluß, in seinem Reiche die Knechtschaft völlig abzuschaffen, war das Werk der Geistlichkeit. Freilich ist die Zeit des elften Jahrhunderts dazu noch nicht reif gewesen, allein der Klerus strebte mit ungemeinem Eifer, sie reif zu machen.“

Von den Benediktinern sagt Eugenheim: „Einige Uebereinkünfte zwischen dem Kloster Monte-Cassino und verschiedenen ihm unter-

thanigen Landgemeinden aus der Zeit des 13. Jahrhunderts geben erwünschte Aufschlüsse über die damaligen Verhältnisse zwischen den Grundherren und den Bauern im neapolitanisch-sizilischen Reiche. — Von dem Unfug der „toten Hand“ und ihrem Ausfluß, dem verhassten „Vesthaupt“, war hier nirgends die Rede, indem Landleuten ein unbeschränktes leynwilliges Verfügungsrecht über ihren Nachlaß und ihren Verwandten, mitunter selbst den entferntesten, ein ebenso unbestrittenes Erbrecht im Falle testamentlosen Hintrittes gestattet war. Mißhandlungen Leibeigener und sonstige Freiheiten, die sich Ritter und Edle gegen diese anderwärts ganz unbedenklich erlauben mochten und tagtäglich erlaubten, waren hier strenge untersagt und wurden empfindlich geahndet. Die jenen obliegenden Frohndienste waren genau bestimmt und sind im Ganzen ebenso mäßig gewesen, wie die Grundsteuern und übrigen von ihnen geforderten Leistungen, welche die Bauern überhaupt zu verweigern berechtigt waren, so lange ihnen vom Kloster z. B. kein Ersatz ihres requirirten oder bei den Frohnden gefallenes Vieh geleistet wurden. Ein Höriger, der zwei Ochsen besaß, brauchte z. B. im ganzen Jahre nur an vier Tagen mit seinen Ochsen für das Kloster zu arbeiten, außerdem nur noch jährlich zwei Hühner zu liefern.


Das gar nicht hoch genug zu veranschlagende Verdienst, welches sich besonders die Klöster um die Arbeit, um die Kultur und Civilisation erworben haben, wird von allen halbwegs unbefangenen neueren Geschichtsforschern offen anerkannt. So sagt der protestantische Prediger Franz Winter in seinem fleißigen Werke über „Die Cistercienser des nordöstlichen Deutschlands“ (3 Bände, Gotha 1868 bis 1871): „Wo wir im 13. Jahrhundert die deutsche Arbeit mit ihrem kultivirenden Einfluß vordringen sehen, da finden wir auch die Klöster und Ackerhöfe der grauen Mönche. Sie marschiren an der Spitze der deutschen Kultur, und ihre Bedeutung ist für den Nordosten Deutschlands geradezu eine epochemachende gewesen. In erster Linie stellen wir bei der wirthschaftlichen Thätigkeit

der Cistercienser nicht nur die materiellen Vortheile, welche sie dem Lande brachten, sondern die sittliche Weihe, welche sie der Arbeit gaben, wengleich dies nicht eine Erfindung dieses Ordens ist. Es war in jener Zeit der Bauer in den Augen des adeligen Grundherrn tief verachtet, und ein guter Theil des Druckes, der auf ihm lag, ist aus jener Verachtung der gewöhnlichen Arbeit zu erklären. Ganz besonders aber mögen diesen Druck und diese Verachtung die wendischen Bauern gefühlt haben. Hier war es eine mit den Verhältnissen verfühnende That, wenn Männer adeliger Geburt in der Mönchskutte neben dem dem Bauernstande entsprossenen Laienbruder mit Karst, Spaten und Hacke das Land bearbeiteten und das noch dazu in einem Orden, welcher der gefeiertste und angesehenste der ganzen Welt war. Wahrlich, dies Beispiel muß auf die Klosterbauern einen sittlich erhebenden Eindruck gemacht haben, und wäre das Wort nicht sonst schon bekannt gewesen: „Unter dem Krummstab ist gut wohnen, man hätte es hier lernen müssen. Das Verhältniß der Klosterbauern war in der That ein sehr freundliches und mildes.“ (2, 468 f. 183.) „Daß man, was man besaß, durch eigene Arbeit erwarb, war im Orden Ehrensache. Zwar nahm man willig dargebrachte milde Gaben, besonders in liegenden Gründen an; aber auf das Allerstrengste ahndete man es, wenn ein Kloster um Gaben bat.“ (1, 116.) „Es wäre ein großer Irrthum, anzunehmen, daß die Cistercienser alle ihre großen Besitzungen nur geschenkt erhalten hätten. Nein, angesehen von dem, was ursprünglich Ausstattung eines Klosters war, sind Schenkungen nur als Ausnahme anzusehen.“ (2, 174.) Die Mönche haben das meiste Land mit eigener Hand gerodet und kultivirt. „Wie durch einen Zauberschlag blüht unter dem milden Krummstab die Kultur auf. Das Land wird gemessen und geackert, die Feldmarken begrenzt, die Dörfer gebaut, die Wasser werden gezähmt, abgelassen und geregelt, Kanäle gegraben und Mühlen errichtet, Handwerker und Künstler ins Land gerufen, Kirchen und Pfarren gegründet.“

Friederich Gutter sagt: „Ueberhaupt gestaltete sich das Verhältniß der Untersassen im Allgemeinen weit milder zu einem geistlichen, als zu einem weltlichen Herrn. Vieles ward hier nachgesehen, erleichtert, in wohlwollender Freundlichkeit erlassen. Das allgemein gewordene Sprüchwort von der Milde des

Hirtenstabes ward selten Lügen gestraft. Die Bedrückung der Grundholden war eine Ausnahme, Befreiung zu erlangen leichter Ueberall, wo Klöster sich erhoben, trat Umbau, Milderung des Zustandes, freundliches Verhältniß zu den Untergebenen ein. (Gutter, Innocenz III. 2, 292. 540 ff., 561 ff)

Die Heimkehr.

och droben, wo der Wald aufhört an dem Berge, liegt einsam das Bauerngütlein des Bernauer; der Weg hinunter bis zum Dorfe, [wo auch noch die Eisenbahnstation ist, mag zwei Stunden sein. Still ist's hier oben und gar einsam, und besonders still ist der Bernauerhof. Trauer, tiefe, schwere Trauer liegt auf ihm, die Leute sagen, auch der Fluch belege ihn, doch der Herr Pfarrer glaubt das letztere nicht mehr, denn der Bernauer büßt und sühnt ja seine That wie ein Christ.

Doch da müssen wir vorher mittheilen, was er gethan hat vor zehn Jahren. Da hat er mit einem frechen, zudringlichen Wiener Herren, der zur Sommerfrische in den Bergen weilte und dabei auch auf seinen Hof kam, wo man ihn gastlich aufnahm, Streit bekommen, weil der unverschämte Mensch glaubte sich über das neunte Gebot Gottes hinweg setzen zu dürfen. Die Bäuerin hatte ihren Mann zu Hilfe gerufen, dieser that, was jeder Andere auch gethan hätte, er warf ihn mit ein paar Ohrfeigen zur Thür hinaus, daß dem Herrenbuben Hören und Sehen verging; darauf stürzte sich dieser wüthend mit dem bloßen Stoßdegen auf den Bernauer, und dieser erwischte in der Eile einen Prügel und schlug den Angreifer damit auf den Kopf, daß er taumelnd auf den Boden fiel. Einige Tage darauf starb er; das Gericht aber nahm es streng. Die Herren wollten ein Exempel statuiren, daß künftig ja keine Sommerfrischler mehr beleidigt würden im Lande Tyrol . . . Sie wiesen die Angeklagte Bernauer ab, daß er nur in der Nothwehr gehandelt habe und behandelten ihn als

den Angreifer und schweren Verbrecher. Und so kam der stille, bescheidene Bernauer, trotz der Fürsprache seines alten Pfarrers, trotz der Bitten seines Weibes auf zehn Jahre in's Zuchthaus.

Nur der kernfeste Glaube hielt den armen Mann in dieser Hölle aufrecht. Er nahm die Strafe hin, als Jegeseuer und auch als Buße dafür, daß er sich zu weit hinreißen ließ vom Zorne, und der Gefängnißgeistliche erklärte, nie habe er einen besseren Menschen in diesen Mauern kennen gelernt. Und wenn er auch mit Sehnsucht die Tage zählte bis zur Heimkehr, anderseits war es ihm hang, unter die Menschen zu kommen, er wußte, daß er verachtet sein werde als der „Zuchthäusler“, bis an sein Ende. So verächtete er mehr und begann das Selbstvertrauen arg zu verlieren. Aber der Geistliche machte ihm wieder Muth und tröstete ihn. Der liebe Gott werde gewiß sorgen für den Bernauer und ihn schützen gegen Unehre und Verachtung; er hat ja die Herzen der Menschen in der Hand und leitet sie wie Wasserbäche; nur auf Ihn vertrauen, nur recht beten, auch zur schmerzhaften Mutter Gottes — es wird Alles recht werden. Das tröstet und ermutigt, aber trotzdem wird dem Bernauer das Herz um so schwerer, je näher der Tag der Freiheit herankommt.

Und ähnlich ging's auch seit seiner Abwesenheit auf seinem Hofe daheim. Sein Weib wirthschaftet sein still oben im Bergbauerngute und verschwand wie ein Dach im Bau, wenn die alte, treue Kesse, ihre einzige Magd, meldet: „Bäuerin, geh' eini, 's kommt Daner'n Berg herauf.“

So oft Daner den Berg heraufrkam, lag der einsame Hof still und wie verlassen da. Nur der krummbeinige Dacl, der sich so gern sonnte, erhob sich und fuhr dem Vorübergehenden kläffend in die Beine. Auch der Dacl war ein Menschenhaffer geworden, gerade so wie die kleine Grundl, die man darob „d' Z'wiederwurz'n“ nannte. Das war des Bernauer's Kind, die kleine, blonde Gundl, der das goldene Kraushaar wie Heiligenschein das Köpfchen umwehte, mit einem frohen liebevollen Herzen und mit einem flinken munteren Züngelein. Die Kestl nannte sie nur ihr Herrgottskind und die Mutter, die Bernauerin sagte nichts, aber sie drückte das einzige, das ihr einstweilen geblieben, zuweilen ans Herz — und das geschah immer, wenn die Botin einen Brief heraufgebracht hatte, und immer fragte dann die Gundl: „Muatta kummt er bald?“

Die Gundl war acht Jahre alt gewesen als man den Vater geholt hatte ins Gefängniß; und wenn man ihr es auch daheim verborgen hatte, so gut man konnte, drunten im Dorfe in der Schule sorgten die Schulbuben und die Madeln dafür, daß die Gundl wohl erfuhr, ihr Vater sei im Zuchthaus. Darob mochte sie die Menschen im Dorfe nicht mehr leiden, und wenn das Kind in's Dorf kam, wenn sie Menschen sah, ward ihr es streitlustig zu Muthe, legte sich ihre Stirn in trohige Falten und wurde sie übellaulig.

„Laß mir sein die Gundl in Ruh, ös Kacker“, polterte oft der alte Schulmeister, wenn das Kind gehänselt wurde, 's Dirndl is net wia oan anderes!

„Is a ihr Vater net wia oan Anderer,“ sagte der Fichtenthaler-Lois, des reichsten Bauern hoffnungsvoller Sprößling, um einige Jahre älter als die Gundl. Das trug dem Lois allemol ein „Watschen“ oder sonst irgend ein Naturheilmittel gegen Fressheit ein. Aber es hat nicht viel geholfen. Aber endlich, endlich waren sie doch vergangen, die endlos scheinenden zehn Jahre. Die Bernauerin war darüber alt und die Gundl groß und schön geworden. Aber noch niemals hatte einer ein freundliches Wort von ihr gehört. Ja am liebsten hätte sie auf Blut und Leben mit allen

denen gestritten, die ihren Vater verachteten — aber ihr alter guter Freund, der Lehrer, sowie die Mutter hatten sie allezeit ermahnt, ruhig und vorsichtig zu bleiben und selbst die rabiate Kestle rieth ihr stets: „Halt' 's Maul und laß' s' red'n, dö's Glumpert; du jagast ja doch all'mal 'n kürzeren!“

So schwieg denn die Gundl und verbiß ihren Grimm und ihr Leid so gut sie konnte. Am meisten von Allen aber haßte sie noch den Fichtenthaler-Lois. Das war ein Haß, den sie gegen ihn fühlte, trotzdem der Lois seit einiger Zeit ein ruhiger und besonnener Bursche geworden, und nie mehr ein Wort über ihren Vater geäußert hatte. Wenn sie dem Lois begegnete — und er kam ihr merkwürdig oft in den Weg — sprühten ihre Augen, und es verlegte ihr schier etwas den Athem. Und wenn er sanft zu ihr redete — er war jetzt immer freundlich und sanft — schnürte ihr ein Krampf die Kehle zu und kam sie endlich doch zu Worten, so waren sie bitter und gereizt. — Der Lois schaute sie dann schier traurig an und ging.

Endlich ist der Tag gekommen, da der Bernauer entlassen wurde und die Gundl wandert allein über den Berg hinab zum Dorfe. — Heute kommt ihr Vater zurück; in weniger denn zwei Stunden wird der Zug, der ihn bringt, in dem Bahnhof einfahren, in weniger denn zwei Stunden wird sie wissen, wie Einer ausschaut, der zehn Jahre lang gebüßt hat, daß er schuldig und doch nicht schlecht gewesen. Es ist also auch natürlich, daß ihre ganze Seele in Aufruhr ist.

Die Mutter liegt daheim krank vor Erregung, die Kestl läuft verwirrt durch die Wirthschaft, sogar der Dacl mag heute nirgends still bleiben — so ist also sie allein da, die dem Freigelwordenen entgegen gehen kann. O, wie wird sie ihn finden! Wird sie ihn denn überhaupt noch erkennen? Und sie, die, als er ging, ein achtjähriges Kind war und jetzt ein erwachsenes ist — wird sie von ihm erkannt werden? Verwirrt grübelnd eilt sie weiter — dem Thale zu, und immer und immer muß sie sich die Thränen aus den Augen wischen.

Endlich ist sie unten — das Dorf meidend, geht sie auf Feldwegen dem Bahnhofe zu.

Noch hat sie ihn nicht erreicht — da sieht sie vor sich einen Burschen gehen. Es ist der Lois. Er geht langsam. Auch sein Ziel ist der Bahnhof — anderswo führt dieser Weg nicht hin. Die Gundl möchte gern hinter ihm bleiben, möchte, daß er ihrer jetzt, gerade jetzt, nicht gewahr wird. Soll denn eben er, der einst so hart über ihren Vater gehöhnt, dabei sein, wenn dieser tiefbeschämt so heimkehrt? Dieser Gedanke quält die Gundl unsäglich, aber — sie kann nicht hinter dem Lois bleiben. Sie kann ja durch ihr Zurückhalten ihn nicht hindern, diesem seltsamen Empfange beizuwohnen — so denkt sie — und eilt, um an ihm vorbeizukommen.

Der Weg ist eng. Sie streift fast an den Lois an — und er hält sie an.

„Du kommst a?“ fragte er und sezt hinzu: „Aber warum eilst D' denn so, 's is ja no' lang Zeit.“

„Laß' mi' geh'n,“ — sagte sie gereizt — da schaut er sie ganz vorwurfsvoll an und meint: „Geh', Gundl, sei do' heut' kwan Z'wiedertwurz'n. Wie soll si' denn Dei' Vater g'freu'n, wann Du mit so van G'sicht kummst?“

Sie starrt ihn an.

„Du — Du woast — daß — —“

Sie kann nicht weiter, deshalb sezt er ihre Rede fort. „Daß heut' Dei' Vater hoankommt, ei freili' woast i das, und weil i da g'moant hab', daß vielleicht von Euch kws herunterkummt, bin i hergangen, — denn alloani mit d's Gedank'n soll 's Mannerl den wei'n Weg net mach'n.“

Gundl hört mit weitgeöffnetem Munde und Augen zu. Thränen quellen ihr reichlich über die Wangen, und sie vermag immer noch nicht zu sprechen. So steht sie mit gefalteten Händen vor dem Lois und ihre Augen allein sprechen ihren Dank aus. Jetzt nimmt sie seine Hand.

„Lois, d's vergiß i Dir mein Lebtag net. Und wenn's sein müßt', sterben thät i für Di' mit Freuden für das Wort.“ Sie spricht diese Worte leise, aber aus tiefster Seele. —

„Na, na,“ wehrt der Lois ganz verlegen ab, „was is denn viel dabei?“,

Doch sie haben keine Zeit übrig, um weiter zu sprechen — und es ist auch gar nicht nothig — ein Pfiff, ein Stampfen und ein Schnauben. Der Zug kommt. Die beiden eilen nach dem Bahnhof. Schon hält der Zug.

Mit brennenden Augen schaut die Gundl auf jeben, der aussteigt, krampfhaft preßt sie die Hand aufs Herz.

„Da is er,“ sagt jetzt ruhig der Lois und führt das zitternde Mädchen auf einen grauhaarigen Mann zu. Ja — das ist der Bernauer, nur thut es seiner Tochter bis in's tiefste Herz hinein wehe, daß er so gebeugt, so schüchtern um sich blickend daherkommt. — Heimlich und still hat sie ihn begrüßen wollen — aber nun bäumt sich ihr Stolz, und heißes Mitleid zwingt sie den Geächteten wie einen zu empfangen, der es nicht nöthig hat seine Heimkunft so still als möglich zu machen.

„Vater! Liaba Vater!“ ruft sie laut und wirft sich an seine Brust. Wie Bergeslast fällt es von der Brust des Heimgekehrten. Er hat also noch Herzen, die zu ihm halten. Es gibt also noch Menschen, die ihn, den Zuchthäusler, nicht verachten.

Si freilich gibt es solche! Dicht neben ihm steht ja noch einer, der ihn willkommen heißt und der während seiner recht lauten Rede drohenden Blickes auf die tuschelnden Leute schaut, die den Bernauer hämisch betrachten und sich maßlos erstaunt zeigen, weil der reichste und angesehenste Bursche aus dem Thale sich mit Jenem so gemein macht. Und da der Bernauer verwirrt fragt: „Ja, Lois, wie kummst denn Du dazua — —“ und Lois rasch einfällt: „Euch abz'hol'n Bernauer? Ja — seht's, das is a eig'ne Sach'. I und d' Gundl, wir san, wenn's Euch recht is, bald Brautleut'. Da hab' i doch a herkumma müass'n!“

Laut und ernst und fest hatte der Lois gesprochen und hatte dabei einen nach dem andern von den schier erstarrten Gassen mit seinen Blicken in den Grund gebohrt, und da hatte sich denn einer nach dem andern ganz still davon geschlichen, um die ungläubliche Neuigkeit

im Dorfe zu erzählen. Als die drei allein aus dem Bahnhofe traten, schluchzte die Gundl leise; da zog der Lois sanft ihre Hände vom Gesichte und sagte sanft: „Sei stad, Dirndl, brauchst koan Angst net z'hab'n. Was i da vor den Leuten g'reb't hab', sollt ja nur Dei' Vater ruh'n, und i besteh' net d'rauf, daß Du mi nun nehmen sollst, wenn d' mi net magst.“

Aber die Gundl legte ihre Hand in die seine

und sagt leise: „Lois, i moan, von heut' an kann m'r nia mehr was z'wider werd'n.“

So ist der Bernauer heingekommen, und der Geistliche, der ihn zum Vertrauen ermahnte, hat Recht behalten, viel mehr, als er es vielleicht selbst geahrt hat. Gegen den Bernauer traut sich seither im ganzen Dorf kein Mensch was zu sagen, denn sein Schwiegersohn, der Lois, mit dem die Gundl glücklich lebt, läßt nicht mit sich spassen.

Aus meiner Klosterzelle.

Von Bruder Gottlieb, O. C. C.



Jetzt kommt bald die Fastenzeit. — Am fünfzehnten dieses Monats ist Aschermittwoch. Da wird Asche gesegnet und die geweihte Asche wird dann dir und mir vom Priester auf das Haupt gestreut.

Dabei ruft er uns ein Memento zu: „Gedenke o Mensch, daß du Staub bist, und wieder zu Staub zurückkehren wirst.“

In früheren Zeiten, als noch Alles katholisch war, muß es doch schön gewesen sein. Da ging Jeder an einem solchen Tage, wenn es auch kein gebotener Feiertag war, in die Kirche und ließ sich die geweihte Asche auf das Haupt legen. Im Mittelalter mag manche wilde That geschehen sein. Die urwüchsige Thierkraft und das Rauhe der heidnischen Ahnen mag öfter zum Vorschein gekommen sein, als heutzutage, aber man that auch Buße in derselben uralten Art. Der Mensch gab sich damals wie er war — Heuchelei war ihm fremd. Sündigte er, so entschuldigte er seine Sünde nicht, sondern suchte entweder durch Gewalt sich über die Gesetze zu erheben, oder er nahm die strenge Buße, die über ihn verhängt wurde, als ganz gerecht an.

Darum hatten auch alle die schönen Ceremonien der Kirche in damaliger Zeit viel mehr Einfluß auf das öffentliche Leben. Kam so ein stolzer Ritter und beugte sein Haupt um

die heilige Asche zu empfangen, so hatte das für ihn eine größere Bedeutung, als es für einen unserer heutigen Lebemenschen haben würde — Aschermittwoch war oft der Wendepunkt im Leben. Jedenfalls wurde viel weniger gesündigt während der heiligen Fastenzeit, als sonst im Jahre.

Unsere heutige Welt schaut mit Verachtung auf das Mittelalter herab. Wir sind jetzt mehr zivilisirt. Raubritter und Vasallen gibt es nicht mehr. Gewaltthätige Entführungen und Brandstiftungen sind nicht mehr an der Tagesordnung. Wir brauchen keine Buße mehr, denn wir begehen keine solche Missethaten mehr, daß wir öffentliche Bußübungen unternehmen sollten.

Es ist mir oft aufgefallen, daß das katholische Volk seine Fehler und Sünden viel offener zur Schau trägt, als andere Leute. Es steckt noch immer Etwas vom ehrlichen Mittelalter in uns. Wir können nicht so heucheln, wie die moderne Welt. Wir können unsere Schwachheiten nicht so verbergen, wie der zivilisirte Neuheide. Und darum ist das katholische Mittelalter so verrufen. Eine Ehescheidung brachte die ganze Christenheit in Aufruhr. Kaiser mußten vor der verletzten öffentlichen Meinung flüchten — und wurden geächtet.

Hier in unserem gelobten Lande kräht kein

Hahn darnach. Jeder, der es will, kann drei und noch mehr lebendige Weiber nacheinander heirathen. Man ärgert sich allerdings noch ein Bißchen, wenn so ein Mormone drei Weiber hat, und damit nach der Hauptstadt reisen will, um seinen Sitz im Abgeordnetenhaus einzunehmen. — So weit sind wir noch nicht. Vorläufig heißt es noch: Hübsch nach einander aber nicht auf einmal.

Wenn früher so ein Raubritter einen jüdischen Kaufmann wegefragte und ihm seine Waaren abnahm, so zeigt das allerdings, wie wild die Zeiten waren. Wenn wir aber fast jeden Tag in den Zeitungen lesen, daß ganze Züge auf den Eisenbahnen von einigen Räubern ausgeplündert werden, so gibt das nur interessante Lektüre für unsere Jungens, die Alle so einem Helben wie dem Jesse James ähnlich werden möchten.

Früher gab es Vasallen — Leibeigene. Wir sind diesem Sklavenverhältnisse des Mittelalters entwachsen. Aber, welcher Zukunft geht unsere Arbeiterwelt entgegen? Gab es früher Leibeigene, so gab es aber keine Armenhäuser, keine Tramps, keine überfüllten Gefängnisse und Irrenhäuser. Der schlimmste Lehnsherr hatte doch noch christliches Mitleid und zu keiner Zeit wurden solche großartige Almosen und Liebesgaben gespendet, als im Mittelalter.

Jetzt wird der arme Arbeiter einfach als eine Waare angesehen, die man im Marke kauft und die man wegwirft, wenn sie ausgenutzt ist. Der Mensch steht nicht dem Menschen gegenüber. Der Arbeiter steht einem gefühllosen Organismus gegenüber, der sich Korporation, oder Trust, oder so etwas Aehnliches nennt, und keine Seele hat.

Der einzelne Theilhaber an so einer Trust-Gesellschaft weiß oft nicht, wie viel menschliches Fleid und wie viel Ungerechtigkeit dazu nothwendig ist, um ihm seine Dividenden zu bezahlen. Er steckt sie ruhig ein, und schimpft dabei über die Sklaverei des Mittelalters und ist höchst entrüstet über die Wucherer jener Zeit.

So könnte ich noch Manches erwähnen, wo-

rin die jetzige Zeit dem Mittelalter gegenüber Fortschritt heuchelt.

Die Sünde hat heutzutage mehr Schlimm und nennt sich anders. Sünde gibt es überhaupt nicht mehr, nur Gesetzwidriges. Das Gesetz braucht nur etwas nicht mehr zu verbieten, und sofort ist es erlaubt.

Daher kommt es, daß unsere heutigen Sittenverbesserer nicht mehr an das Gewissen appelliren, sondern an das Gesetz. Es gibt selbst Katholiken, die die Tugend der Mäßigkeit z. B. gesetzlich einführen wollen. Alle Gesetze in einem Lande, wo das Volk regiert, sind gerade so gut oder so schlecht wie das Volk selbst.

Im Mittelalter wurden Gesetze übertreten, aber man strafte auch. Jetzt übertritt man das Gesetz nicht mehr. Man kauft sich die Legislatur, und widerruft es, oder macht sich ein neues.

Kein Wunder, daß eine solche Menschheit Nichts vom Aschermittwoch wissen will. Nach modernem Ritus müßte man solchem Menschen zurufen: „Gedenke, o Mensch, daß Dein Urahn ein Affe war und daß Du wieder zum Affen zurückkehren wirst.“

Es wäre wirklich zu wünschen, daß die Natur sich an einer solchen Menschheit dadurch rächen würde, ihnen allen einen Affenschwanz anzuhängen. Vielleicht thut sie es selbst noch, um sich ihrer Herkunft um so mehr zu brüsten. Möglich ist es. Es soll ein englischer Soldat, der im Sudan durch einen Säbelhieb seine Nase verlor, sich eine neue von einem Arzte habe ansetzen lassen. Und mit einer neuen Nase ist er wieder in's Lager nach dem Sudan zurück. Ein Kamerad soll ihm angerathen haben, gleich ein ganzes Dutzend im Tornister mitzunehmen, um nicht jedesmal soweit reisen zu müssen.

Gerade so leicht wäre es, einen Affenschwanz anzusetzen, denn wie ich es einmal von einem unserer Professoren gehört habe, behaupten diese Gelehrten, daß die paar letzten Wirbelknochen am Rückgrate der Mensch zu einem Schwanz sind, den wir jetzt verloren haben. In dem Falle wäre der Anfang ja schon gemacht.

Da heute ja Alles wissenschaftlich zugeht, so

könnte man auch wissenschaftlich den Nutzen eines solchen Anhängsels begründen. So hörte ich neulich, daß man jetzt bald eine Flugmaschine herstellen wird, welche von Jedermann persönlich gelenkt werden kann. „Nun, sagt der Erfinder, habe ich zwar dem Vogel die Flügel nachgemacht, aber das eigentliche Steuer, den Schwanz kann ich bis jetzt nicht nachmachen. Könnte ich das, dann wäre mein Apparat vollkommen.“ Siehe da, von welchem Nutzen der Schwanz beim Fliegen wäre. Zwar können die Affen auch nicht fliegen, aber wir könnten ja ganz leicht den Schwanz mit Federn spicken — und somit wäre dem Fliegerfinder geholfen.

In dem Falle könnte man auch Nichts einwenden gegen die Annektirung der Philippinen. Wenn man nur so hin und her fliegen könnte, dann wäre es ja ein Leichtes, Alles im Fluge zu erobern und zu regieren.

So lange wir jedoch das Fliegen nicht gelernt haben, müssen wir auf andere Weise fortzukommen suchen. Die Züge auf der Eisenbahn fahren immer schneller — und die Schiffe kreuzen den Ozean mit stets größerer Geschwindigkeit. Dabei werden sie immer größer. So hat man neulich ein Schiff vom Stapel laufen lassen, das über 700 Fuß lang ist. Also auf Land und Wasser kommen wir immer schneller vorwärts. Da unser Land zwischen zwei großen Weltmeeren liegt und die Schiffe, die von einem Meere in's andere fahren wollen, um eine halbe Welt herumfahren müssen, so ist man schon längst auf den Gedanken gekommen: „Wie wäre es, wenn wir mit unseren Schiffen gleich über's Land fahren würden.“ Da hat man sich dann umgesehen, wo man am wenigsten Land zu überfahren hätte, und hat eine geeignete Stelle in Nicaragua gefunden. Dasselbst soll nun ein großartiger Kanal gebaut werden, damit die Schiffe aus dem atlantischen in den pazifischen Ozean hineinfahren können. Oder auch umgekehrt, denn umgekehrt ist auch gefahren.

Das wird Millionen kosten, hundert und fünfzehn Millionen glaube ich, und dafür soll Dunkel Sam gutstehen.

Dabei könnte es uns am Ende doch noch

passiren, daß wir die Philippinen gar nicht mehr wollen. Es hat schon so einen Anschein. Aber für den Welthandel wäre dieser Kanal immer äußerst nützlich.

Jetzt, da wir wieder Frieden haben, habe ich mir vorgenommen, mich nicht mehr soviel um weltliche Ereignisse zu bekümmern. Es paßt sich ohnehin nicht recht für einen Klosterbruder und ich hätte es auch nicht gethan, wenn ich es hätte lassen können. Der Krieg mit Spanien war so außerordentlich und so unordentlich, daß ich's Maul nicht halten konnte.

Während der Fastenzeit wäre es Manchem rathsam, wenn er das Zeitungslesen ganz aufgeben würde, d. h. die täglichen Zeitungen, die nicht der Religion dienen. Man würde viel andächtiger den Kreuzweg, beten können und den schmerzhaften Rosenkranz. Dabei würde man sich nicht so oft zu ärgern brauchen über die Affenwirthschaft in der heutigen Welt. Wenn es nur noch ein unschuldig dummes Treiben wäre, aber es ist ein teuflisches Spiel. Es ist gerade als wenn der Satan wie ein Orgeldreher am Leierkasten stünde, und die dummen Menschen wie so viele Affen am Affenfeil herumführte, während er seinen Hexentanz ableierte. Wenn die katholische Kirche nicht da stände, wenn das Königreich Gottes nicht in unserer Mitte wäre, dann könnte ein ehrlicher Mensch gar nicht mehr leben. Aber so ist noch immer Hoffnung da. Alles kann nicht verfaulen und verderben, wo noch so viel Salz da ist. Und wir sind das „Salz der Erde.“

„Eine jegliche von Sünden reine Seele“, heißt es im Concil von Florenz, „wird alsbald in den Himmel aufgenommen und schaut Gott den Dreieinigen wie er ist, nach Maßgabe ihrer Verdienste, die eine in vollkommener, die andere in weniger vollkommener Weise.“

„Wo ich bin,“ spricht der Herr, „da soll auch mein Diener sein.“ Wer über Weniges getreu war, den will er über Vieles sehen, er soll „eingehen in die Freude seines Herrn“ und nach diesem sterblichen Leben alsbald bei Christus sein.

Entered at the Post Office at Buffalo, N. Y., as second-class matter.

Editorielles.

Hütet endy vor den Wölfen im Schafskleide.

In allen Städten des Landes kommen eben Socialistische Vereine auf und werden Arbeiter-Organisationen gegründet, wobei es namentlich auch auf Förderung der kath. Arbeiter abgesehen ist. Angeblich sollen derartige Affociationen dazu dienen, das Loos der Arbeiterwelt zu bessern, in Wahrheit aber ist es nur auf eine Entchristlichung der Gesellschaft abgesehen. Wer sich die vielmamigen Arbeiter-Zeitungen einmal ansieht und genau kritisiert, kann darüber in keinem Zweifel sein. Aus jeder Zeile spricht der Antichrist, aus jeder Seite grinst der Teufel des Gotteshasses.

Um aber die Massen in Betreff des wahren Charakters dieses revolutionären Socialismus zu täuschen, wird die Phrase immerfort wiederholt: „Der Socialismus hat mit der Religion nichts zu thun,“ „jeder Arbeiter muß der Organisation beitreten; denn der gläubige, wie der ungläubige ist willkommen und in seinem religiösen Bekenntniß wird Keiner gehindert oder gestört.“

Ist das wahr? Hat der Socialismus wirklich nichts gegen die Kirche und den Glauben?

Nun darüber wollen wir einmal die Führer der Arbeiterwelt, die eben überall ein so großes Wort führen, hören.

Vor Allen das offene Bekenntniß Babels: „Wenn es einen Herrgott gibt, dann sind wir die Geheinten.“ Damit die rothen Engel des Zukunftsstaates nicht die Geheinten seien, soll dem Christenthum das Sterbeglöcklein geläutet, darum soll der liebe Gott abgesetzt werden. Oder ist das nicht so gemeint, wenn Babel ausdrücklich erklärt: „Christenthum oder Socialdemokratie verhalten sich wie Feuer und Wasser,“ oder wenn jeder Socialdemokrat „den Himmel den Engeln und Spatzen“ überläßt? Und wie spricht der rothe Oberfocius

Liebknecht? „Der echte Socialdemokrat muß mit Eifer und Hingebung an der Ausrottung des Gottesglaubens arbeiten.“ Hoffmann kennt „keine utopischen Utopien“ (d. h. auf gut deutsch: keinen größeren Wahn) als den Glauben an den dreieinigen Gott, die Menschwerdung Gottes, Unsterblichkeit und ewige Seligkeit. Ein anderer socialdemokratischer Schriftsteller schreibt das Christenthum ist Menschenwerk, wie jede andere Religion. Christus selbst, dessen Existenz sehr nebelhaft ist, wurde erst später nach seinem Tode als Gottmensch verehrt.“ Also man weiß überhaupt nicht, ob Jesus Christus als Person existirt hat, so war er doch jedenfalls bloß ein Mensch, und wenn er eine Gottesreligion erschaffen hat und sich selbst als Gott ausgegeben hat, so ist das meiner Betrug.

Nicht weniger gotteslästerlich spricht sich ein Dr. Mübt aus: „Vorbei sind die Zeiten des düstern Miserere und Kyrie eleison. Nicht mehr erleben wir des Himmels Gnade und Erbarmen, sondern Gerechtigkeit, Freiheit und Menschenglück wollen wir uns schon auf dieser Erde verschaffen.“ (Mannheim 1889.)

Die Sprache eines Teufels führte Scholl am 5. Juni 1871: „Wir halten Gott für einen Zufluchtsort der Dummheit. Wir betrachten Gott als das größte Uebel der Welt. Darum erklären wir Gott den Krieg.“ Und ist es nicht ebenso die Sprache der Hölle, was sich der „Socialdemokrat“ am 25. Mai 1880 getraut auszusprechen: „Es ist einmal nicht anders und muß offen ausgesprochen werden: Das Christenthum ist der ärgste Feind der Socialdemokratie. Wie eine so blödsinnige Religion, wie es das Christenthum ist, überhaupt bei der gänzlichen Verkommenheit der Menschen vor 2000 Jahren Wurzel schlagen und sich ausbreiten konnte, so hat es seitdem immer mehr dahin gestrebt, Noth und Elend nicht etwa aus der Welt zu schaffen, sondern

dieselben für seine Zwecke und zum Deckmantel für seine sonstigen Sünden und Verbrechen auszunutzen. Wenn Gott aus den Gehirnen der Menschen vertrieben ist, so suchen sich die Menschen den Himmel diesseits aufzurichten.“ Wenn das Gottesgnadenthum fällt, so wird dafür erstehen die Bestialität auf Erden, und so wird sich bewahrheiten der Spruch Seb. Brunner's: „Material, das gilt allein in dieser Philosophirung — das höchste Ziel des Menschen wird tiefmögliche Verthierung.

Vernehmen wir noch einige Religionsbekennnisse von österreichischen Socialdemokraten. Bei den Verhandlungen des 3. österreichischen Parteitages in Wien sprach Genosse Wuttschel: „Ein alter vielbestrittener Punkt ist die Erklärung der Religion als Privatsache. Es entsteht dadurch ein Zerhild von Socialdemokraten, die jetzt die Gesellschaft umstürzen wollen und in der nächsten Stunde eine religiöse Ceremonie mitmachen.“ Also Kirchengehen und Socialdemokrat sein, vertragen sich nicht. Ein waschechter Soci gehört in keine Kirche hinein. In ähnlicher Weise läßt sich Genossin Popp Dworschak vernehmen und der gewesene Schneidergeselle, nunmehriger Reichstagsabgeordneter Refel sagt: „Zwei Parteien geben vor der Arbeiterschaft zu helfen, die christlich-social und die socialdemokratische. Erstere hält an einen Gott fest, die zweite ist materialistisch und glaubt an eine natürliche Entwicklung der Gesellschaft, unabhängig von einem Gott.“ (3. April 1898.) Genosse Adler, Führer der österreichischen Socialdemokraten, erklärte: „Es muß Licht werden in den Gehirnen, daß ist aber nicht der Fall, wenn wir sagen: Religion ist Privatsache. Dies muß verwirren. Ich beantrage daher, daß ins Programm an die Stelle des Sayes: „Religion ist Privatsache“ der Passus aufgenommen werde: „Ersatz aller positiven Religionen durch die allgemeine Menschenreligion.“ Ah so!

Hat sich Genosse Adler da an die französische Revolution erinnert, wo man auch mit der geoffenbarten Religion tabula rasa machte und dann an die Stelle des Herrgottes eine feile Dirne als Göttin der Vernunft auf den

Altar hob? Wie die Alten summen, so zwitschern die Zungen. Wenn der Oberführer so gesinnt ist, werden die Geführten auch keine bessere Gesinnung aufbringen können.

Ein Genosse am heurigen Linzer Parteitage meinte, man solle doch einmal energisch gegen den Clericalismus vorgehen — und wenn schon ein Genosse von einem Schwarzen Ceremonien und Handbewegungen brauche, so nehme er sich einen Kastelbinder, der sei auch schwarz, koste aber viel weniger und sei sogar anständiger. Und da getraut man sich noch die Welt zu belügen, man habe nichts gegen die Religion, die Religion sei Privatsache eines jeden einzelnen! Die zielbewußten Genossen haben vom Christenthum keinen Nagel breit, sonst könnte sich nicht der socialdemokratische „Volksfreund“ in Brünn vom 22. Oct. v. J. erfreuen, Jesus Christus als gemeinen Verbrecher darzustellen, der nach den heutigen Gesetzen sein ganzes Leben lang die Strafe für seine Verbrechen nicht hätte absitzen können. Sonst könnte es die „Innsbrucker Volkszeitung“ nicht wagen, den vom Brigener Fürstbischof Simon im letzten Fastenhirtenbrief gekennzeichneten frechen Unglauben als ein gutes Zeichen der Zeit zu loben.

Wenn die Soci nicht vom Christenhaffe erfüllt wären, so könnten sich nicht solche Fälle ereignen, wie sie P. Abel, der bekannte Ranzelredner, von einer nordböhmischn Industriestadt erzählt. Vor zwei Jahren bei einer Maiversammlung that eine Rednerin folgende infernale Rede: „Ich habe, sagte sie, eine Tochter, die sich mit ihrer Hände Arbeit das Brod verdient, aber wenn ich diese Tochter das Kreuz machen sähe, mit einer Hacke würde ich ihr die Hände abhauen.“ Bei dieser Versammlung am 1. Mai hatte ein Arbeiter zu viel des Guten gethan, kam deswegen am anderen Tage zu spät an die Arbeit und wurde von seinem Architekten entlassen. Der Mann gerieth in furchtbare Wuth, wurde krank, und ehe er sich zu Bette legte, nahm er das über dem Bett von altersher hängende Crucifix herab und zertrat es mit dem Absatz. Nach fünf Tagen starb er mit zum Himmel erhobener Faust und einem Fluche auf der Zunge.“

Eine messianische Münze.

Ein Fund von höchstem Interesse ist kürzlich in Paris gethan worden: Dort ward eine Münze aufgefunden, die das Bild des Heilandes trägt. Die Münzsammler von Paris sind in nicht geringe Aufregung versetzt worden durch die betr. Münze, die Boyer d'Ugen, ein Numismatiker ersten Ranges, erworben hat. Er bezeichnet dieselbe als ein Exemplar der messianischen Münzen, welche von den zum Christenthum übergetretenen Juden (Judenchristen, im Gegensatz zu Heidenchristen) im ersten Jahrhundert nach dem Tode Christi geprägt wurden. Der Apoksel Paulus und die ersten Jünger des Herrn erwarteten die Wiederkehr des Heilandes unmittelbar nach der Einnahme von Jerusalem durch die Römer. Sie gründeten diesen ihren Glauben auf die Worte, die Christus zu den Juden gesprochen hatte: „Zerstöret diesen Tempel und ich werde ihn in drei Tagen wieder aufbauen.“ Die Jünger bewiesen, daß der Heiland mit dem Worte „diesen“ auf seinen Leib hingewiesen hat, welcher zerstört werden mußte und am dritten Tage wieder auferstand. Die gesammte judenchristliche Kirche erwartete eine sofortige Errichtung des messianischen Reiches. Das gab den Anlaß zur Prägung der messianischen Münzen, von welchen die von d'Ugen gekaufte ein letztes Exemplar ist. Auf der Aversseite befindet sich Christi Haupt mit dem Namen Jesus in hebräischen Lettern. Auf der Reversseite steht der Spruch: „Der Messias, der König wird kommen in Frieden. Er ist das Fleisch gewordene, lebendige Licht der Menschen“. Betrachtungen darüber, nach welchem Modell wohl das Bildniß genommen sei, erregen gegenwärtig unter Numismatikern und Bibelforschern viele Controversen. Zweifellos haben wir es hier mit einem der ältesten Bildnisse unseres Herrn zu thun.

Anlässlich dieses Fundes durch M. Boyer d'Ugen erinnert die Presse Englands daran, daß man derartige Münzen zu mehreren Exemplaren dort besitzt. So hat Mr. Geo. Mackey in London eine messianische Münze, welche die Tochter eines Farmers in Cork County, Irland,

im Jahre 1812 beim Kartoffelhacken in der Erde fand. Auf der einen Seite trägt sie das Bildniß des Heilandes, auf der anderen die Inschrift: „Der Erlöser ist erschienen, er kam in Frieden und regierte unter den Menschen, deren Licht er war.“

Der allgemeinen Ansicht nach wurden diese Schaumünzen gleich im nächsten Jahre nach der Himmelfahrt des Herrn geprägt und von den Judenchristen zur Erinnerung an den Messias getragen.

Ein Vergleich dieser Münze mit derjenigen, welche Herr Boyer d'Ugen besitzt, zeigt eine kleine Verschiedenheit des Textes, doch ist die Annahme zulässig, daß beide Stücke ungefähr um dieselbe Zeit geprägt wurden.

Ein Bewohner des St. George Square, S. W., meldet der „Daily Mail“, daß er im Besitze einer Münze sei, welche auf der einen Seite das Bildniß Christi und Spuren einer Inschrift zeigt, an welcher aber nur noch die Silben Naza . . . lesbar sind. Die Reversseite zeigt gleichfalls eine Inschrift in lateinischer Sprache und unleugbare Embleme der Kreuzigung, wie Hammer, Nägel, Zange, eine Dornenkrone, eine Leiter, einen Kelch, einen Speer und einen Hahn, ein Kreuz und in sitzender Stellung darunter einen Mann — Christus nach der Kreuz-Abnahme? —

Ein Herr Walter Davis, ebenfalls in London wohnhaft, ist gleichfalls im Besitze einer solchen Denkmünze von höchstem Alter. Dieselbe zeigt auch auf der einen Seite der Medaille das Haupt Christi, davor in hebräischer Schrift den Namen „Jesus“, dahinter den hebräischen Buchstaben Aleph. Auf der Rückseite prangt die Umschrift: „Der Messias hat regiert; Er kam in Frieden und wurde das Licht der Menschheit; Er lebt.“

Diese numismatischen Funde sind jedenfalls altschwerwürdige Zeugnisse des kath. Glaubens, wie er von Unbeginn der Kirche an in ihr lebte und zum öffentlichen Bekenntnisse kam.

Die Brüder vom heiligen Kreuz.

Die Umgebung der katholischen Universität in Washington wird binnen Kurzem durch ein

prächtiges Gebäude verschönert werden, das Ordenshaus der Brüder vom heiligen Kreuz, welche sich bereits seit vier Jahren in der Nähe der Universität ansässig gemacht hatten, im vergangenen Oktober die alte Rosemont Farm ankauften und auf diesem Areal eine bleibende Stätte sich zu gründen gedenken. Der erste Spatenstich wurde im vergangenen Monat in Gegenwart des Ordens-Provinzials Dr. Zahm und des Rektors der Universität, Msgr. Conaty, gethan, und man hofft, daß der schöne Bau im September d. J. bezogen werden kann.

Der amerikanische Zweig des Ordens vom Heiligen Kreuz wurde in 1841 von dem Ordensgeneral Edward Soren, der aus Paris, dem Hauptstiz des Ordens, nach den Ver. Staaten kam, zu Notre Dame, Indiana, gegründet, und der unermüdblichen Thätigkeit der Brüder erschloß sich nach und nach ein umfassender Wirkungskreis. Zuerst ward die jetzt weit und breit bekannte Notre Dame-Universität errichtet, heute eine der ersten Lehranstalten des Landes. Weiterhin erfolgte die Gründung ähnlicher Institute zu Watertown, Wis., St. Edwards, Austin, Texas, Holy Cross College zu New Orleans und St. Josephs in Cincinnati. In 1894 erließ Papsst Leo ein Breve, in welchem der Orden angewiesen wurde, in der Nähe der katholischen Universität ein Ordensheim zu gründen, um den Mitgliedern des Ordens Gelegenheit zu geben, durch Studien an der Universität für ihre Lehrthätigkeit sich auf das Gründlichste vorzubereiten. Vater P. J. Franziscus wurde mit dieser wichtigen Aufgabe betraut und als Präsident des Holy Cross College installiert.

Zunächst wurden zwei Häuser in Brookland, einem kleinen der Universität benachbarten Ortchen gemiethet, und dort werden zur Zeit 14 Ordensmitglieder, welche sich den Studien an der Universität widmen, beherbergt. Aber dieses bescheidene Heim ist längst als unzulänglich erkannt worden, und der Plan reifte, ein stattliches Gebäudes, welches auf lange hinaus den stets wachsenden Ansprüchen genügen möchte, zu schaffen. Der Provinzial des Ordens, Dr. Zahm, hier (in Ohio) von

deutschen Eltern geboren, ein vortrefflicher Organisator, und dabei ein bedeutender Gelehrter und Schulmann, hat es verstanden, durch Umsicht und Thatkraft den Erwerb des Grundstücks and die Errichtung des monumentalen Gebäudes, zu ermöglichen.

Die äußere Struktur wird aus Kalkstein von Indiana und Vermonter Granit hergestellt werden, in solcher Weise, daß die architektonischen Schönheiten des Baues durch die Verwendung dieser verschiedenen Steinarten besonders plastisch zum Ausdruck kommen. Der Bau wird sich durch imposante Einfachheit und klassische Reinheit des Stils auszeichnen. Der Plan ist von dem Architekten M. von Herbulis ausgearbeitet worden, dessen Entwurf für das in Aussicht genomene Oberbundesgerichts-Gebäude von dem zuständigen Senatscomite zur Annahme empfohlen ist. Die Pläne für die innere Einrichtung des Ordenshauses sind nach den Ideen des Provinzials Dr. Zahm entworfen worden, und es ist hier in sanitärer wie anderen Beziehungen allen Anforderungen Rechnung getragen worden.

In Verbindung mit dem Holy Cross College beabsichtigt Dr. Zahm in Notre Dame eine besondere Vorbereitungsschule für Lehramtskandidaten einzurichten, welche später in Washington ihre Studien vollenden sollen, um in dem Orden dann ihre Erziehungsthätigkeit in wirksamster Weise beginnen zu können. Befähigten jungen Männern, denen die Mittel fehlen, um sich für diesen Beruf auszubilden zu können, wird Dr. Zahm es ermöglichen, ihren Studien obzuliegen.

Das Kreuz auf dem Brode.

In jeder gut katholischen Familie herrscht der schöne Brauch, daß der Hausvater oder die Mutter, wenn sie ein Brod anschnneiden, zuvor auf dasselbe das heilige Kreuzzeichen machen. Hierdurch wird sinnreich darauf hingedeutet, daß der gekreuzigte Gottessohn das Brod geheiligt hat, indem Er in Gestalt des Brodes Sich uns zur Seelennahrung gab. Ihm wird durch dieses Kreuzzeichen auf dem

Brode gehuldigt, und zugleich liegt darin die Bitte — wenn sie auch nicht mit Worten ausgesprochen wird, daß Gott, um Seines Sohnes willen, der bei uns in Brodesgestalt weilt, auch uns das irdische Brod zum Leibes- und Seelenheile gedeihen läßt.

Schon bei den alten Heiden, lange vor Christi Geburt, war es üblich, den kuchenartig gebakenen Broden zwei Einschnitte aufzuprägen, in der Gestalt, daß auf jedem dieser Brode das Zeichen des Kreuzes erschien. Zweck dieser Einschnitte war, daß man das Brod leicht in vier Theile zerbrechen konnte. Die Alten haben nämlich das Brod niemals zerschnitten, sondern sie brachen es mit den Händen entzwei, wie dies überhaupt im Morgenlande gebräuchlich ist. So haben schon die alten Heiden, ohne es zu wissen, prophetisch angedeutet, daß das Brod einst durch den am Kreuze sich opfernden Welterlöser geheiligt werde. Es ist daher ganz erklärlich, daß die Christen gleich Anfangs die Hostien des Abendmahls mit dem üblichen Kreuze bezeichneten, theils zur Beibehaltung der alten Sitte, theils aber auch, weil sie dem Kreuzzeichen nun die hohe, auf Jesus Christus bezügliche Bedeutung gaben. Daraus entstand auch bei den Christen des Abendlandes der fromme Brauch, jedes Brod, bevor es zum Bedarf angeschnitten wird, mit dem hl. Kreuze zu bezeichnen.

Von den zunehmenden Tagen.

Am Neujahrstag war der Tag um einen Hahnschritt, am Dreikönigstag (6. Januar) um einen Hirschsprung länger und am Sebastian (20. Januar) wird er bereits um eine ganze Stunde länger — allein Lichtmeß (2. Februar) merkt man erst etwas davon; eine vollständig richtige „Bauernregel,“ denn sie lehrt uns, daß die jetzige Zunahme der Tage, wie wir sie bei klarem Himmel beobachten, doch nur auf Täuschung beruht. Wir bestimmen die Tageslängen nach unseren Uhren und setzen dabei stillschweigend voraus, daß diese in ihrem Gange genau mit dem Sonnenlaufe übereinstimmen und 12 anzeigen, wenn die Sonne ihren höchsten Stand erreicht hat. Dem

ist aber nicht so. Unsere Uhren gehen nur an vier Tagen im Jahre genau mit der Sonnenuhr und zwar am 14. April, 14. Juni, 31. August und 23. Dezember, an allen übrigen Tagen aber gehen sie der Sonne vor oder nach. Am 11. Januar erreicht die Sonne nicht um 12 Uhr, sondern erst um 12 Uhr 8 Minuten den höchsten Stand; dementsprechend erscheint uns der Nachmittag um 16 Minuten länger als der Vormittag, weil wir die Länge des Vormittags nur bis zwölf rechnen. Da wir nun aber gewöhnt sind, die Zunahme der Tage nach der Verlängerung der Nachmittage zu bestimmen, so werden wir auch durch diese Abweichung der wahren Zeit von der mittleren getäuscht und halten den Nachmittag für länger, als er ist.

Heldenmuth der barmherzigen Schwestern.

Unter dieser Ueberschrift veröffentlicht das „Organ für den Windthorsbund“ folgendes: „Von den 700 barmherzigen Schwestern, die beim Ausbruche des spanisch-amerikanischen Krieges nach dem Kriegsschauplatz abgingen, kehrten 300 mit den kranken Mannschaften zurück, während 100 als Opfer auf dem Schlachtfelde blieben und 300 noch in den Spitälern von Cuba und Porto Rico sich der Pflege der Verwundeten widmen. Die Feinde unserer Orden mögen solche Thatfachen endlich zur Kenntniß nehmen.“

Der Vatican und die Abrüstungs-Conferenz.

Nach einer Meldung der „Pol. Corr.“ aus Rom spricht man in den vaticanischen Kreisen von der Möglichkeit, daß die Bethheiligung des päpstlichen Stuhles an der von Rußland einberufenen Abrüstungs-Conferenz in irgend einer Form stattfinden werde. Jedenfalls würde man im Vatican eine Einladung dieser Art mit Befriedigung begrüßen, und es verlautet, daß man in Petersburg von diesen Dispositionen des Papstes Leo XIII., welcher dem Abrüstungsgedanken des Zaren von Anbeginn das lebhafteste Interesse entgegenbringt, in officiöser Weise Kenntniß erhalten hat.

Eine Skapulier - Geschichte, die sich dieser Tage in Buffalo zutrug.

Dem „Buffalo Courier“ vom 9. Januar 1899 entnehmen wir in wortgetreuer Uebersetzung die folgende Mittheilung:

„Welch seltsame Ahnung Frau Ann Smith, eine wohlbekannte Krankenpflegerin, am letzten Donnerstag veranlaßte, das Leichenbestatter = Etablissement von Jeremiah Donovan an Court Str. aufzusuchen, mag für immer unbekannt bleiben, da sie starb, ehe sie den Platz verlassen konnte. Frau Smith hatte anscheinend in bester Gesundheit mehrere Geschäftshäuser an Main Str. besucht. Beim Weggange von ihrem Hause an 17. Str. hatte sie ihrer Tochter gesagt, daß sie wohl bald zurückkehren werde.

In einer Straßencar hatte sie sich nach dem Store von Wm. Gengerer Co. begeben und von hier ging sie später die Mainstraße hinauf nach dem Geschäfte der Adam, Mel drum und Anderson Co. Hier begegnete sie mehreren Bekannten, mit denen sie sich unterhielt. Niemanden machte sie eine Andeutung, daß sie sich nicht wohl befinde und, nachdem sie mehrere Einkäufe gemacht hatte, spazirte sie langsam die Main Str. weiter hinauf. Als sie nahe der Court Str. kam, bemerkten mehrere Passanten, daß sie eiliger schritt und strauchelte. Sie bog dann rasch zur Court Str. ein bis sie zu dem Leichenbestatter-Etablissement kam.

Hier sagte sie Herrn Donovan, daß sie unwohl sei und bitte, sich für wenige Minuten setzen zu dürfen. Herr Donovan rückte ihr einen Stuhl nahe an die Thüre und ging, um für die Leidende Frau ein Glas Wasser zu holen. Aber anstatt sich zu erholen, verschlimmerte sich ihr Befinden zusehends. Sie öffnete den Kragen ihres Kleides, indem sie sagte, daß sie nicht athmen könne und bat Herrn Donovan, die Thüre zu öffnen.

Noch war sie nicht drei Minuten in der Office, da gewahrte der Leichenbestatter, daß ihre Augen sich verglasten und die Hände feucht und kalt wurden. Eilig begab er sich

zu Dr. Gueß im oberen Stockwerke und kehrte mit dem Arzte zurück. Beide Männer leisteten der Sterbenden Beistand und versuchten Alles, um ihr Luft zu verschaffen, doch vergebens. Sie trugen sie schließlich auf ein Sopha in Hintergrunde des Zimmers. Die Frau war immer noch bei vollem Bewußtsein, der Arzt sagte ihr aber, daß ihr Zustand kritisch sei und fragte, ob man sie nicht besser in ein Hospital überführen solle. Sie antwortete, daß ihr Ende nahe sei und sie fühle, daß sie sterbe.

Als Frau Smith ihren Kragen öffnete, kam ein Skapulier zum Vorschein. Herr Donovan wußte nun, daß sie eine Katholikin war und telephonirte nach dem See House an Franklin Str. um einen Priester. Rev. Widen, der Rektor der Kathedrale, lag aber selbst an der Grippe darnieder und keiner der anderen Priester war daheim. Während die Telephon-Botschaften aber noch gewechselt wurden, erschien Rev. Blakeley von Akron zum Besuche.

Sofort eilte er zu der Sterbenden und trat gerade in's Zimmer, als diese den Doktor bat, nach einem Priester zu schicken.

Rev. Blakeley ertheilte Frau Smith die Sterbesakramente und fünf Minuten später war sie eine Leiche! —

Soweit der „Courier“, das bekannte politische Tageblatt.


Weltlicher Leichtsinm mag auch hier wieder von einem „sonderbaren Zusammentreffen von Zufälligkeiten“ faseln. Eines aber war ohne Zweifel nicht zufällig, nämlich, daß Frau Ann Smith das Skapulier trug, also eine innige Verehrerin der Mutter Gottes war, und daß ihr Vertrauen in diese „Helferin der Christen“ in der letzten Lebensstunde noch glänzend gerechtfertigt wurde, bewies die ihr zutheil gewordene höchste Gnade.

Für Katholiken enthält diese Geschichte eine tiefe Lehre und ernste Mahnung!

Großvater und Enkel.

(Schluß.)

7. In der letzten Stunde.

nterdessen schlug das Herz Lady Worthingtons in banger Erwartung. Sie weilte etwa zwei Stunden vom „Guldenen Stern“ in einem kleinen Walbhäuschen jenseits der Heide. Die entschlossene Frau war ihrem Kinde überallhin gefolgt: nach Preston, nach Manchester und zuletzt nach Chorley; wenn auch lange Zeit genöthigt, sich selbst verborgen zu halten, wachte sie dennoch über seinem Schicksale und bereitete voll Umsicht alles zu seiner Befreiung vor. Es wäre ihr ein leichtes gewesen für den Augenblick den Knaben den Händen des Bischofes zu entreißen; aber sie kannte keine sichere Zufluchtsstätte in Lancashire. So entschloß sie sich zur Flucht nach Frankreich, wohin auch der Oheim des Knaben sich zurückziehen wollte, bis die Fluth der Verfolgung etwas nachgelassen hätte. Jetzt konnte der Priester so gut wie nichts wirken; Tag und Nacht waren ihm die Häfcher auf den Fersen und zwangen ihn, von einem Versteck in das andere zu fliehen. Es fiel der Dame nicht allzu schwer, die Mithilfe einiger entschlossener Männer zur Befreiung des Knaben zu finden, dessen Muth und Glaubensstreue in allen katholischen Familien Lancashire's mit Bewunderung genannt wurde. Schon früher einmal hatte sich das Gerücht verbreitet, John solle nach Chester-Castle. Damals kundschastete die Mutter den ganzen Weg aus, machte die Bekanntschaft der Wirthin zum „Guldenen Stern“ und besprach mit ihr den ganzen Plan. Das kam ihr nun, als sie plötzlich die Zeilen ihres Sohnes erhielt, alles trefflich zu statten; sie brauchte jetzt die Fäden, welche sie klug und umsichtig gesponnen, nur anzuziehen und durfte auf einen günstigen Erfolg hoffen.

Aber freilich, es mußte alles ineinander greifen! Wenn der Anschlag mißlang, so schlossen sich die Thore des festen Chester-Castle

hinter ihrem Kinde, und dann war es schwer, vielleicht unmöglich, die arme Taube den Krallen ihrer Verfolger zu entreißen. Wie stark war die Begleitung des Knaben? Sollte List genügen, oder mußte man es mit Gewalt erzwingen? Wie leicht konnte ein unvorhergesehener Unfall alles stören!

So stritten sich jetzt, da der Augenblick der Entscheidung nahte, Furcht und Hoffnung in der Brust der Mutter. Unruhig ging sie in dem kleinen Oberstübchen der guten Leute auf und ab, an welche sie die wackere Wirthin gewiesen hatte. „Die Swifts“, hatte sie gesagt, „sind grundehrlich und gute Katholiken; die gehen für jeden Priester durchs Feuer, und drüben in ihrem Walbhäuschen seid Ihr für die ersten Stunden wohl geborgen.“ — Der reitende Bote war inzwischen gekommen und hatte die erwünschte Kunde von der Ankunft des Knaben und seiner Begleiter beim „Guldenen Stern“ gebracht. „Es ist nur ein einzelner Scherge bei ihm,“ hatte er gemeldet, „und wir werden den Kleinen bald bringen.“ Aber jetzt waren schon zwei Stunden verstrichen, seitdem der Reiter wieder aufgefressen und den Weg zurückgeritten war, um der Verabredung gemäß seinem Herrn behilflich zu sein — und die Erwarteten kamen noch immer nicht.

Stunde auf Stunde verfloß; die Sonne sank hinter den frischgrünen Wald hinab und warf die langgestreckten Schatten der Bäume über die Waldblichtung und das einsame Haus; die Vögel in den Wipfeln sangen ihr Abendlied, während von dem nahen Moorgrunde ein leichter Nebel, der Vorbote der Dämmerung, aufstieg und seine b.auen Schleier über die Kronen der Bäume wob. Noch immer kamen die Erwarteten nicht.

„Mrs. Swift, es muß sich ein Unfall ereignet haben, sonst wären sie schon lange da,“ sagte endlich Lady Worthington, an die schmale Treppe tretend, die in das Erdgeschoß hinabführte.

„Geduld, Geduld, liebe gnädige Frau,“

antwortete von unten ein altes Mütterchen, das geschäftig am Herdfeuer stand. „Und hübsch ruhig oben bleiben, daß nicht etwa zufällig ein Fremder Euch sieht! Sie werden absichtlich den Abend gewählt haben. Meine Bubens sind alle hinaus auf die Lauer. Doch stille — da höre ich Schritte!“

Nach zog sich die Dame in die Kammer zurück, und fast unmittelbar nachher wurde an die Hausthüre geklopft.

„Wer kommt so spät?“ fragte die Alte.

„Ein Pilgrim zu Unserer Lieben Frau von Loreto,“ antwortete in gedämpftem Tone eine männliche Stimme.

Er ist es!“ sagte sichtlich erfreut das Mütterchen und schob behende die Kiegel zurück. Ein stattlicher Mann mit edeln Zügen, die ein dunkler Bart beschattete, trat ein. Als er den Mantel abnahm, blühte die reichverzierte Kleidung eines Edelmannes im Scheine des Herdfeuers. Aber trotz des funkelnden Degengefäßes an seiner Seite warf sich das Mütterchen dem Manne zu Füßen, küßte ehrfurchtsvoll seine Hand und sagte: „Euer Hochwürden! Ich bitte um den Segen. Lady Worthington wartet oben auf den Knaben, mit dem sie jeden Augenblick kommen können.“

Nach kurzer Begrüßung erzählte der Priester seiner Schwägerin mit wenigen Worten seine letzten Erlebnisse und wie er es vorgezogen habe, die letzte Strecke zu Fuß auf den ihm wohlbekannten Waldpfaden zurückzulegen. „Wir sind ja hier kaum ein Stündchen von Blainsco-Hall,“ schloß er.

„Und habt Ihr nichts von Eurem unglücklichen Vater gehört?“ fragte die Dame.

„Doch, ich traf einen Holzhacker, der ihn gestern noch sah. Er ist leider immer noch in demselben trostlosen Zustande; aber ich hoffe zu Gott, daß er unsere Gebete erhört und ihm die Gnade der Bekehrung gewähren werde.“

Das Gespräch wurde hier durch munteres Pferdegewieher unterbrochen, das durch die einbrechende Dunkelheit aus dem nahen Walde herüberkante. Lady Worthington zitterte, so daß sie sich an der Fensterbank halten mußte. Gleich darauf öffnete sich die Hausthüre, und Männerstimmen, in welche sich das fröhliche

Lachen eines Knaben mischte, drangen zu dem vor Herzensjubil bebenden Mutter empor. Noch ein Augenblick, und der kleine John lag frohlockend an ihrer Brust. „Liebe, liebe Mutter!“ rief er, und „Liebes, liebes Kind!“ antwortete sie, und dann hielten sie sich umfangen, und für Minuten kam kein weiteres Wort über ihre Lippen. Der Priester hatte sich stille in das anstoßende Kämmerchen zurückgezogen; er wollte die ersten Augenblicke eines so heiß erschnitten Wiedersehens nicht stören.

Unten aber im Erdgeschoße des Häuschens ging es laut und fröhlich her. Da erzählte Mr. Gerard und sein Gefährte das Abenteuer, das sie soeben glücklich bestanden hatten.

„Ich hätte nur den Pikener sehen mögen,“ meinte einer der jungen Swifts, „als Ihr dem Rappen die Sporen einsetztet und davongaloppirtet.“

„Es war auch zum Todklagen, meiner Treu!“ sagte Mr. Gerard. „Der Kamerad war tüchtig bezecht und konnte so schon sich nur mit Mühe auf den Beinen halten. Und nun machte er die tollsten Anstrengungen, meinen Rappen einzuholen. Aber nach kaum drei Sprüngen lag er schimpfend und jammern in einer Rothlade. — Du mußt ihn noch so getroffen haben, Dick?“

„Nein,“ erwiderte der Angeredete, er stand wieder auf den Beinen und keuchte außer Athem des Weges. „Im Namen des Gesetzes,“ schrie er mich an, „laßt mir Euer Pferd; ich muß ihn verfolgen, ich komme um Amt und Brod!“ Es dauerte natürlich eine Weile, bis ich den Menschen verstand, das heißt verstehen wollte. Dann machte ich ihm begreiflich, daß mein Fuchs die Untugend habe, jeden fremden Reiter erst ein paarmal abzuwerfen, und als er mir nicht glauben wollte, ließ ich ihn zu seinem Schaden die Probe bestehen — ich brauchte ja den Gaul nur ein klein wenig mit der Gerte zu fixeln. So hielt ich den Burschen eine gute Viertelstunde auf und schickte ihn dann zum „Guldenen Stern“ zurück mit dem Versprechen, den Flüchtigen an seiner Statt nachzuweisen. Als ich nach einer Stunde wieder zum Wirthshause kam, fand ich den Gefellen schon ziemlich getränkt bei einem

Glase Brandy. Die Wirthin hielt ihn diese Nacht fest, und die Sonne mag morgen schon hoch stehen, bis er seinen Rausch ausgeschlafen hat und sich auf den Rückweg zum Bischofe macht, um von seiner unglücklichen Fahrt Bericht zu erstatten.“

Lady Worthington kam nun mit ihrem Knaben und mit dem Priester herunter, um dem Netter ihres Kindes zu danken und die weiteren Schritte zu besprechen. „Gile ist nöthig,“ sagte sie. „Wenigstens eine Tagereise müssen wir unseren Verfolgern voraus sein und daher noch vor dem Morgengrauen die Mersey überschreiten. Sie werden unsere Spur bald finden, und ihre Eilboten reiten rascher, als wir es mit einem Kinde können.“

Die Männer stimmten ihr bei, und man beschloß, unmittelbar nach dem Imbisse, den das Mütterchen fertig hatte, aufzubrechen. Eben stellte die Dame, ihrer greisen Wirthin geschäftig helfend, die blank gescheuerten Zinnteller auf den runden Tisch, da kam einer der Burschen, die draußen Wache hielten, athemlos gelaufen und rief: „Es nahen Reiter durch den Wald; ich weiß nicht, ob Freund oder Feind!“

„Hinauf, hinauf, verstecket Euch!“ drängte die Wirthin.

„Nem, zu Pferd und fort,“ rief Mr. Gerard; „das Häuschen kann uns ja doch nicht bergen!“

„Dazu ist es zu spät,“ sagte der Bursche; „sie kommen schon.“

So eilten die Fremden die Treppe hinauf, um in den Kammern wenigstens für den Augenblick ein freilich unsicheres Versteck zu suchen. Gleich darauf hörten die ängstlich Laufenden, wie an die Thüre geklopft wurde; dann vernahmen sie folgendes Gespräch: „Mutter, da ist ein Mann, der einen katholischen Priester sucht. Ich traf ihn drüben am Kreuzwege im Valentinsbusche, wo er sich verirrt hatte. Ihr dürft ihm schon trauen, er meint es ehrlich: der alte Herr von Blainsco-Hall liegt im Sterben.“

„Gerechter Gott!“ jammerte das Mütterchen, „der alte Sir Richard, der —“

„Der seinen eigenen Sohn verrathen

wollte,“ fuhr eine unbekante Stimme fort; „ja derselbe! Und darum traut man mir auch nirgends; an wenigstens zwanzig Häusern habe ich seit heute Morgen angeklopft, und überall wies man mich mit Mißtrauen ab, und unterdessen schreit mein Herr nach einem Priester und ist vielleicht bereits in Verzweiflung gestorben!“

„Schrecklich, schrecklich!“ klagte Lady Worthington.

„Mein Vater, mein armer Vater!“ rief der Priester. „Barmherziger Himmel, laß ihn leben, nur noch zwei Stündchen!“ mit griff er nach seinem Mantel und eilte die Treppe hinab.

„Mutter,“ rief der Knabe, „laß uns beten!“

„Ja, mein John, beten, beten! Sieh, da hängt ein Bild der lieben Mutter Gottes!“ rief die Dame, warf sich mit dem Knaben auf die Kniee nieder und stammelte: „O du Zuflucht der Sünder, nimm ihn auf unter deinen Schutz! O du Mutter der Barmherzigkeit, erbarme dich für ihn Erbarmen von deinem Sohne! Erwirke ihm einen gnädigen Richter!“

„Bitte für ihn, bitte für ihn!“ wiederholte der Knabe voll kindlichen Vertrauens, während heiße Thränen seine Wangen hinabrollten.

Da trat Mr. Gerard hastig in die Kammer. „Jetzt ist es nicht Zeit zu langen Gebeten,“ rief er. „Wir müssen fliehen — augenblicklich! Der Priester ist nach Blainsco-Hall — das muß uns verrathen. Wenn wir nicht vor Tag in Cheshire sind, so ist alles verloren?“

„Aber der Priester?“

„Wir müssen ihn seinem Schicksale und seinem Schutzengel überlassen! Er mußte so handeln, und fällt er bei der Erfüllung seiner heiligen Pflicht den Häschern in die Hände, so dürfen wir sein Loos nicht beweinen. Eure Pflicht, Mylady, ist es, für die Sicherheit Eures Kindes zu sorgen, und wir haben keinen Augenblick zu verlieren!“

Lady Worthington erkannte die Wahrheit dieser Worte, und so sehr ihr Herz sie an das Sterbelager nach Blainsco-Hall zog, fügte sie sich dem Willen des Netters ihres Sohnes. Wenige Minuten später sprengte die kleine

Reiterchaar auf verborgenen Waldwegen der Mersey zu, und lange vor Tagesanbruch hatten sie den Fluß überschritten und Cheshire erreicht.

Während Mutter und Kind noch in der Kammer beteten, hatte der Priester in Begleitung des Dieners das Haus verlassen. Auf einsamen Pfaden, durch Busch und Wiesen, die der Mond mit seinem weißen Lichte beschien, eilte er schweigend und betend voran, daß der Diener, der das Pferd am Zügel führte, ihm kaum folgen konnte. Nach einer halben Stunde erreichten sie einen Fahrweg; da schwang sich der Priester in den Sattel und sprengte fort, so rasch ihn das müde Ross nur tragen konnte.

Für den alten Tom und noch mehr für den sterbenden Sir Richard waren inzwischen furchtbar bange Stunden verstrichen. Todesähnliche Ohnmacht hatte den Tag über mit der entsetzlichsten Aufregung eines fast verzweifelnden Herzens gewechselt. Hundertmal hatte er gerufen: „Kömmt denn noch immer kein Priester!“ Und wenn ihn dann der Diener vertröstete, so wälzte er sich jammernnd und wimmernnd auf seinem Lager. Der Abend war hereingebrochen, und mit der Dunkelheit wuchs die furchtbare Angst des Greises. Es stellten sich immer deutlicher die Zeichen der baldigen Auflösung ein; wiederum verfiel er in eine tiefe Ohnmacht.

„Es wird wohl die letzte sein,“ sagte der ehrliche Tom. „Er röchelt schon.“ Dann zündete er die Sterbekerze an, kniete nieder und betete laut: „Heilige Maria, Mutter Gottes, bitte für uns jetzt und in der Stunde unseres Todes! Amen.“

Da sprengte ein Reiter in den Hof. Tom eilte an das Fenster und seufzte: „Er ist allein — so hat er keinen Priester finden können!“ Gleich darauf klopfte man an der Thüre, und als der Diener mit einem Lichte hinaustrat, taumelte er bei dem Anblicke des Mannes, dem er sich gegenüber sah, förmlich zurück.

„Um Gottes willen! Ihr? Ihr selbst? Das ist aber schrecklich!“ stammelte er.

„Lebt mein Vater noch?“ fragte der Priester athemlos.

„Er lebt noch — aber er darf Euch nicht sehen. Euer Anblick würde ihn vollends in Verzweiflung stürzen!“ klagte der Alte.

„Gleichwohl muß ich es versuchen. Hoffentlich wird er mich nicht erkennen. Stellt die Lichter so, daß der Schein nicht auf meine Züge fällt, und betet, daß alles gut gehe!“

„Eine Minute später stand der Sohn am Sterbelager seines Vaters und sah in das bleiche Antlitz des Sterbenden. Sein Auge war schon gebrochen und kalter Schweiß lagerte sich in schweren Tropfen auf seiner Stirne.

„Sir Richard!“ sagte der Diener, sich über den Schwerathmenden hinneigend. „Gott ist barmherzig; es ist jetzt ein Priester da?“

„Ein Priester?“ stammelte der Greis. „Mein Enkel sagte ja, er bete für mich. Wo ist er? Ich muß beichten.“

Der Diener entfernte sich und der Priester waltete seines göttlichen Amtes. Es war freilich keine eigentliche Beichte mehr möglich; aber Gott nahm, wie zu hoffen ist, den guten Willen für die That, und der Priester konnte mit Beruhigung die Worte der Lösprechung über ihn sprechen. Dann salbte er die Sinne des Sterbenden mit dem heiligen Oele, kniete nieder und sprach die herrlichen Gebete, mit denen die heilige Kirche alle ihre Kinder, auch die größten Sünder, wenn sie die Gnade der Bekehrung nicht von sich stießen, der Fürbitte aller Heiligen und Gottes Barmherzigkeit empfiehlt.

Kurz nach Mitternacht drückte der Sohn seinem Vater die Augen zu und betete mit thränenfeuchtem Blicke: „Herr, gib ihm die ewige Ruhe!“ und der Diener antwortete: „Und das ewige Licht leuchte ihm.“

Das Gebet der Anschuld hatte die Wolken durchdrungen.

* * *

Mit dieser Scene beschließen wir die Erzählung des Familien-Dramas, dem wir bisan folgten und das uns einen Blick in die traurigen Wirren gestattet, welche die grausame Katholikenheze Elisabeths hervorrief. Unsere Leser wünschen aber wohl, etwas über die

weiteren Lebensschicksale des Knaben zu vernehmen, dessen Glaubenstreue wir bewunderten.

John entkam glücklich nach den Küsten der Normandie. In den Documenten, aus denen wir schöpften, finden wir ihn der Reihe nach unter den englischen Studenten der Collegien von Rheims, Cu, Sevilla und treffen ihn endlich zu Ende des Jahres 1597 in der Begleitung des berühmten P. Persons (Personius) zu Rom. Dasselbst empfing er zu Anfang des folgenden Jahres die heilige Priesterweihe und trat wenige Monate später (am 27. October 1598) in das Noviziat der Gesellschaft Jesu ein. Zwanzig Jahre nach seiner Gefangenschaft und Flucht erwirkte John Worthington von seinen Oberen die Erlaubniß, sein Leben dem Heile seiner Heimath weihen zu dürfen und kehrte 1604 nach England zurück. Wir dürfen wohl annehmen, daß seine Mutter noch den Trost hatte, ihn am Altare zu sehen und aus seiner Hand den Leib des Herrn zu empfangen, dem ihr Herz so schwere Opfer dargebracht hatte. Während 42 Jahren wirkte nun der seeleneifrige Missionär unter der stürmischen Regierung Jakobs I. und Karls I. mit über-

aus segensreichem Erfolge namentlich in Lancashire. John Worthington starb am 25. Januar 1648.

Nicht so glücklich wie die Flucht des Knaben, war die des Oheims Thomas Worthington. Bei Islington in der Nähe Londons holten ihn die Häschler ein und warfen ihn in die Gewölbe des Towers, in denen er ein halbes Jahr schmachtete. Doch wurde er nicht zum Tode verurtheilt, sondern zugleich mit zwanzig andern Priestern verbannt. Im Jahre 1588 finden wir Thomas Worthington an der Universität Trier, wo er den Doctorhut der Theologie erwarb; von da ging er 1590 als Professor der Moralthologie nach Rheims und hatte daselbst in der Folge unter seinen Schülern wohl auch noch seinen Neffen John. Als dann das englische Colleg wieder nach Douay zurückverlegt wurde, war er zu Ende des Jahrhunderts der Vorsteher dieser berühmten Pflanzschule englischer Priester und Martyrer. Im Jahre 1613 berief Paul V. den hochverdienten Greis nach Rom und ehrte ihn mit dem Amte eines Notarius Apostolicus. Aber auch Thomas Worthington zog am Abende seines Lebens nach seiner Heimath, wo er um das Jahr 1626 sanft im Herrn verschied.

Vom Weikchen, das im Grafe sich birgt,
bis zur Cedre, die auf Libanons Spitze sich
thürmt, gilt von keiner Kreatur, was vom
Menschen gilt, vom Menschen im Fürstenman-
tel, wie im Bettlergewande: wir sind Kinder,
Söhne und Töchter Gottes, wir sind göttlichen
Geschlechtes. Aber wir sind auch Marien-
kinder.

Nach Licht sehnen wir uns alle, in der
Finsterniß wird uns bange. „Mehr Licht,“
rief ein sterbender Dichter. In dem Worte
„Licht“ ist alles zusammengefaßt, was es
Hohes und Begehrenswerthes geben kann.
O, in Maria finden wir Trost in der Nacht der
Trübsal, in ihr Kraft zu lichtvollem Wandel.
Deffnen wir unser Herz den Strahlen dieses
Lichtes! Dann werden wir einst eingehen
zum ewigen Licht und Maria schauen im Sonnen-
licht der Glorie.

Ein heiliger Jüngling, der in sehr kurzer
Zeit die erhabensten Tugenden erlangt hatte,
legte einst mit Begeisterung die ganze kindliche
Liebe, welche er gegen die Königin der Engel
empfand, an den Tag. Und als man ihn
fragte, warum er die Allerheiligste Jungfrau so
sehr liebe, antwortete dieser Engel der Erde,
indem er zum Himmel emporblickte und die
Strahlen überirdischer Liebe über sein Antlitz
sich ergossen: „Die Mutter Gottes ist meine
Mutter!“ Das war das Geheimnis der Glück-
seligkeit des hl. Aloysius von Gonzaga, das
Geheimnis der Liebe, welche er zur Allerheilig-
sten Jungfrau empfand. Auch ein jeder von
uns kann sagen, wenn er zum Himmel auf-
schaut: „Die Allerheiligste Jungfrau ist meine
Mutter; die Mutter Gottes ist meine Mut-
ter!“

Alle sind wir diesen Dingen
Untertworfen bis zum Grab,
Doch zum Heil uns aufzuschwingen
Gott die freie Wahl uns gab.